

KRITISCHE MISZELLE

Adolf von Harnack, Theodor Mommsen, Martin Rade

Zu drei gewichtigen Neuerscheinungen

Von Manfred Weitlauff

1. Harnacks „Reden und Aufsätze“

Adolf von Harnack (1851–1930), der große evangelische Kirchen- und Dogmenhistoriker und herausragende Repräsentant des sogenannten „Kulturprotestantismus“, in der wilhelminischen Ära wohl der einflußreichste und weltweit angesehene deutsche Theologe, spielt in der heutigen evangelischen Theologie kaum oder höchstens ganz am Rande noch eine Rolle. Gewiß, sein „Lehrbuch der Dogmengeschichte“¹ zählt zu den eminenten Leistungen wissenschaftlicher Theologie; es ist Monument und wird Harnacks Namen in der christlichen Geistes- und Theologiegeschichte für immer lebendig halten. Doch seit dem ersten Erscheinen von Karl Barths „Römerbrief“ (um die Jahreswende 1918/19)² und dessen beiden programmatischen Vorträgen „Der Christ in der Gesellschaft“ (vom 25. September 1919 auf der Tambacher Konferenz)³ und „Biblische Fragen, Einsichten und Ausblicke“ (vom 17. April 1920 auf der Aarauer Studentenkonferenz)⁴ – den drei „Stationen“ des Aufbruchs der „Dialektischen Theologie“ – wurde es um Harnack still. Viele junge Theologen, die zwar noch durch die Schule der liberalen protestantischen Theologie gegangen waren, denen aber in den Greueln des Ersten Weltkriegs nicht nur der wilhelminische Kulturoptimismus gründlich vergangen war, sondern auch die Lehre ihrer „sämtlichen theologischen Meister“ angesichts „ihr[es] Versagen[s] gegenüber der Kriegsideologie ... rettungslos kompromittiert erschien“⁵, fühlten sich von dieser neuen Theologie, ihrer radikalen biblischen Rückbesinnung

¹ Adolf [von] Harnack, Lehrbuch der Dogmenschichte I–III, Freiburg 1886–1890, Tübingen ⁴1909 [unveränd. reprogr. Nachdruck Tübingen 1990].

² Karl Barth, Der Römerbrief, Zürich 1919, ²1921.

³ Karl Barth, Der Christ in der Gesellschaft, Würzburg 1920; wieder abgedruckt in: Jürgen Moltmann (Hrg.), Anfänge der dialektischen Theologie I–II, München 1962–1963, ²1966, hier I 3–36.

⁴ Karl Barth, Biblische Fragen, Einsichten und Ausblicke, München 1920; wieder abgedruckt in: Moltmann, Anfänge (wie Anm. 3) I 49–76.

⁵ „Er [nämlich der Ausbruch des Ersten Weltkriegs] bedeutete für mich konkret ein doppeltes Irrewerden: einmal an der Lehre meiner sämtlichen theologischen Meister in Deutschland, die mir durch das, was ich als ihr Versagen gegenüber der Kriegsideo-

und ihrem Ernstnehmen des biblischen Wortes als göttlicher Offenbarung – einer Theologie des „Betroffenseins“, der „Beunruhigung“, die der historischen Kritik nur noch eine sehr periphere Funktion zuerkannte – zutiefst angezogen. Und als der um Karl Barth (1886–1968) sich alsbald bildende Kreis (zeitweilig) Gleichgesinnter, an ihrer Spitze Karl Barths Freund Eduard Thurneysen (1888–1974) und Friedrich Gogarten (1887–1967), Emil Brunner (1878–1966), Rudolf Bultmann (1884–1976) und andere, ein literarisches Organ gründete, um der neuen theologischen Richtung an der Schwelle der Weimarer Republik möglichst weites Gehör zu verschaffen, und diesem – einer Zweimonatszeitschrift – den bezeichnenden Titel „Zwischen den Zeiten“ gab, traf er damit genau die seelische Gestimmtheit all jener, nach deren Urteil die Welt des 19. Jahrhunderts samt ihren politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Traditionen, weil längst leer und sinnlos geworden, in Krieg und Revolution verdienstermaßen untergegangen war und die zugleich, als Deutsche heimatlos in der Republik, ihre Gegenwart als eine Zeit tiefgreifender Krise, des Übergangs – theologisch gesprochen: des Gerichtes Gottes über Kulturen und Völker – empfanden. Es war ja immerhin symptomatisch, daß man für dieses theologische Blatt den Titel eines Aufsatzes von Friedrich Gogarten übernahm, der, 1920 in der von Martin Rade (1857–1940), dem vertrauten Freund Harnacks, herausgegebenen „Christlichen Welt“ erschienen⁶ und von Karl Barth enthusiastisch begrüßt⁷, eine in ihrer Kompromißlosigkeit und ätzenden Schärfe nicht mehr überbietbare Absage an die kulturprotestantischen Väter, ihre Welt der bürgerlichen Gesittung und ihre – in seiner Sicht – zu einer historischen Kulturwissenschaft des Christentums verkommene Theologie war⁸.

Das ändert aber nichts daran, daß Harnack als Theologe und Kirchenhistoriker von außerordentlichem Rang, als Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften, Begründer und Geschäftsführer der „Kirchenväter-Kommission“, Generaldirektor der Königlichen Bibliothek und Präsident der neugegründeten Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften (der nachmaligen Max-Planck-Gesellschaft) in der Wissenschafts- und Bildungsgeschichte des Deutschen Kaiserreichs und der Weimarer Republik, neben und mit dem älteren Theodor Mommsen, Max Weber, Ernst Troeltsch, Georg Simmel, Werner Sombart, Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf und anderen, eine eminent einflußreiche Rolle gespielt und durch seine akribischen historisch-kritischen Forschungen der in der wissenschaftlichen Welt des 19. Jahrhunderts weithin verachteten, weil orthodox

logie empfand, rettungslos kompromittiert erschien – sodann am Sozialismus, von dem ich gutgläubig genug noch mehr als von der christlichen Kirche erwartet hatte, daß er sich jener Ideologie entziehen werde, und den ich nun zu meinem Entsetzen in allen Ländern das Gegenteil tun sah.“ Es handelt sich um eine 1927 aus dem Rückblick niedergeschriebene Äußerung Karl Barths (Karl Barth – Rudolf Bultmann, Briefwechsel 1922–1966, Zürich 1971, 306 f.), der sich vom liberalen Theologen Marburger Prägung als reformierter Pfarrer der aargauischen Bauern- und Arbeitergemeinde Safenwil zum religiösen Sozialisten gewandelt hatte, ehe er in Auseinandersetzung mit dem Römerbrief des Apostels Paulus zu (s)einem neuen Verständnis der Bibel gelangt war. Aber dieses „Irrewerden“ teilten mit Karl Barth viele Zeitgenossen zumal in Deutschland, wo im Gegensatz zur neutralen Schweiz der Erste Weltkrieg auch alle Ordnungen zerbrochen und Staat und Gesellschaft in eine tiefe Krise gestürzt hatte.

⁶ Friedrich Gogarten, Zwischen den Zeiten, in: Die christliche Welt, 10. Juni 1920, 374–378; wieder abgedruckt in: Moltmann, Anfänge (wie Anm. 3) II 95–101.

erstarrten Theologie wieder zu wissenschaftlichem Ansehen verholpen hat. Schon deshalb wäre es (nicht allein für die theologische, sondern vor allem auch) für die wissenschaftsgeschichtliche und bildungspolitische Forschung längst an der Zeit, sich mit seinem Leben, seinem unglaublich weitgespannten literarischen Werk und seinem Wirken als Wissenschaftsorganisator, Bildungs- und Gelehrtenpolitiker intensiv zu beschäftigen.

Zwar stehen Harnacks wichtigste fachwissenschaftliche Werke in Nachdrucken nach wie vor jederzeit zur Verfügung. Doch seine ursprünglich in unterschiedlichen Blättern und Publikationsorganen (teils auch bereits in englischer, französischer, schwedischer Übersetzung) verstreut erschienenen „Reden und Aufsätze“, die er in den Jahren 1904–1926 in sechs Bänden gesammelt vorlegte – die ihm nach dem Zeugnis seines Sohnes Axel von Harnack „besonders am Herzen lagen“, weil sie ihn „zu einem weiten Kreise ihm bekannter und unbekannter Schüler, Freunde und Leser sprechen“ ließen⁹ –, sind (selbst in Bibliotheken) kaum mehr greifbar. Gerade sie aber enthalten eine Fülle zeitgeschichtlicher und biographischer Bezüge, gleich ob Harnack sich zum Verständnis Jesu, zur kultur- und religionsgeschichtlichen Bedeutung Martin Luthers und der Reformation, zur Frage eines dogmenfreien Christentums, zur Theologie als Wissenschaft und zur Bedeutung der theologischen Universitätsfakultäten (übrigens auch der katholischen) für Wissenschaft und Bildung, zum Verhältnis der Kirchengeschichte zur Universalgeschichte oder über Sicherheit und Grenzen geschichtlicher Erkenntnis äußert, ob er eine Weihnachtsbetrachtung hält und im akademischen Gottesdienst „Vom Reiche Gottes“ oder „Vom inwendigen Menschen“ predigt, ob er ihm nahestehender Zeitgenossen und Weggefährten gedenkt, zu Problemen der Wissenschaftsorganisation und Bildungspolitik oder (in und nach dem Ersten Weltkrieg) zu Fragen der Friedensethik Stellung nimmt, in seiner Eigenschaft als Präsident des Evangelisch-sozialen Kongresses das Wort ergreift oder als Ökumeniker für Verständigung zwischen den Konfessionen wirbt und – wie in seiner mit „eisige[r] Kühle“¹⁰ quitierten Kaiser-Geburtstagsrede von 1907 – das wissenschaftliche Streben katholischer Theologen ausdrücklich würdigt. Alle diese Beiträge sind Zeugnisse eines großen humanistischen Geistes, der aus einem schier unermeßlichen Fundus gelehrten Wissens schöpft und scharfsinnig argumentiert, auch bei der Behandlung von scheinbar das Tagesgeschehen nicht berührenden Themen stets gegenwartsbezogen bleibt und im übrigen über eine Sprachkultur und -prägnanz verfügt, die allein schon den interessierten Leser in ihren Bann zieht.

Um so verdienstvoller ist es, daß der Leipziger Kirchenhistoriker *Kurt Nowak* die Initiative zu einer gestrafften Neuausgabe dieser „Reden und Aufsätze“ mit Einschluß des posthum erschienenen Bandes „Adolf Harnack. Aus der Werkstatt des

⁷ Karl Barth – Eduard Thurneysen, Briefwechsel I: 1913–1921, Zürich 1973, 399.

⁸ Zu den Anfängen der „Dialektischen Theologie“ siehe zusammenfassend: Klaus Scholder, *Die Kirchen und das Dritte Reich I*, Frankfurt/Main – Berlin – Wien 1977, 46–64; Kurt Nowak, *Geschichte des Christentums in Deutschland. Religion, Politik und Gesellschaft vom Ende der Aufklärung bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts*, München 1995, 212–215.

⁹ Adolf von Harnack. *Aus der Werkstatt des Vollendeten*. Als Abschluß seiner Reden und Aufsätze herausgegeben von Axel von Harnack, Gießen 1930, Vorwort.

¹⁰ Agnes von Zahn-Harnack, *Adolf von Harnack*, Berlin-Tempelhof 1936, 412.

Vollendeten“ (1930) ergriffen hat, die nunmehr unter dem Titel *„Adolf von Harnack als Zeitgenosse“* in zwei großen Bänden vorliegt, versehen mit einer Harnacks Leben und Lebenswerk im Kontext seiner Zeit eingehend würdigenden historischen Einführung („Adolf von Harnack. Wissenschaft und Weltgestaltung auf dem Boden des modernen Protestantismus“) aus der Feder des Herausgebers¹¹, von ihm „als Angebot zur Einordnung der Texte in den zeit- und werkgeschichtlichen Zusammenhang“ verstanden (S. 98). Von den insgesamt sieben Sammelbänden mit rund 200 Beiträgen sind in die Neuausgabe etwa die Hälfte aufgenommen. Dabei handelt es sich um keine kritische Edition, sondern um eine Ausgabe auf photomechanischer Basis (mit der ursprünglichen Paginierung der Beiträge in eckigen Klammern).

Die Beiträge selbst sind vom Herausgeber nach zwölf Sachgruppen und innerhalb jeder Sachgruppe entsprechend ihrem Erstdruck chronologisch geordnet. Teil 1 ist dem Theologen und Historiker Harnack, gleichsam der „Innenseite von Harnacks Zeitgenossenschaft“ (S. 97), gewidmet, mit den Sachgruppen „I. Person und Botschaft Jesu“ (8 Beiträge), „II. Der Protestantismus“ (7 Beiträge), „III. Katholika“ (7 Beiträge), „IV. Kampf um das ‚Freie Christentum‘“ (5 Beiträge), „V. Religion und Frömmigkeit“ (10 Beiträge), „VI. Theologie als Wissenschaft“ (7 Beiträge), „VII. Zur Theorie der Geschichte“ (5 Beiträge); Teil 2 ist dem Wissenschaftsorganisator und Gelehrtenpolitiker Harnack, gleichsam der „Außenseite“ von Harnacks Zeitgenossenschaft, gewidmet, mit den Sachgruppen „I. Wissenschaft als Großbetrieb“ (13 Beiträge), „II. Bildungspolitik“ (6 Beiträge), „III. Sozialengagement“ (9 Beiträge), „IV. Zwischen Machtpolitik und Friedensethik“ (13 Beiträge), „V. Weg- und Zeitgenossen“ (9 Beiträge).

Die Beiträge im einzelnen zu nennen oder gar zu kommentieren, ist nicht möglich und auch nicht nötig. Sie sind allesamt mit Bedacht ausgewählt (was nicht heißt, daß man den einen oder anderen nicht aufgenommenen Beitrag nicht vermissen könnte). In jedem Beitrag hat Harnack „etwas zu sagen“, mag man auch seinen theologischen Standpunkt oder seine jeweilige Sicht nicht durchweg teilen. Manches war gewiß zeitgebunden, vieles andere aber ist gültige wissenschaftliche Erkenntnis; viele seiner stets wohlgedachten, abgewogenen Stellungnahmen zu Fragen, die zu seiner Zeit diskutiert wurden, sind bis heute – im Abstand von siebenzig, achtzig und hundert Jahren – durchaus aktuell geblieben, und einige Probleme, zu denen er sich an der Jahrhundertwende und nach dem Ersten Weltkrieg kraft seiner wissenschaftlichen Autorität zu Wort meldete, stellen sich heute von neuem und sind brisanter denn je, beispielsweise die Frage nach Aufgabe und Bedeutung der theologischen Fakultäten (I 797–824, 856–874), das nie spannungsfreie Problem „kirchlich gebundener religiöser Glaube und freie Forschung“ (I 825–834) oder die Frage nach Wert und Notwendigkeit der Erhaltung des humanistischen Gymnasiums in der modernen Zeit (II 1171–1188) sowie nach der Bedeutung geistiger Werte für Arbeit und Wirtschaft (II 1255–1268). Der Herausgeber jedenfalls möchte mit dieser Neuausgabe ein „Erinnerungszeichen“ setzen und „zur intensi-

¹¹ Adolf von Harnack als Zeitgenosse. Reden und Schriften aus den Jahren des Kaiserreichs und der Weimarer Republik. Herausgegeben und eingeleitet von Kurt Nowak. Mit einem bibliographischen Anhang von Hanns-Christoph Picker. Teil 1: Der Theologe und Historiker; Teil 2: Der Wissenschaftsorganisator und Gelehrtenpolitiker, Berlin-New York (Walter de Gruyter) 1996, 14 und 1683 Seiten, Ln. geb. ISBN 3-11-013799-2.

veren Einbeziehung“ Harnacks „in das Spektrum der Forschung“ einladen. Und dazu bieten – wie er im Vorwort mit Recht schreibt – „die ‚Reden und Aufsätze‘ in der Entfaltung ihrer zahlreichen Themen von der Theologie über die Wissenschaftsorganisation bis zur Politik eine in den Sachen versteckte und zugleich offen ausgebreitete geistige Biographie“ als „Spiegel einer Epoche in individueller Brechung“ (S. VII f.). Die Neuauflage, mit der der Herausgeber und der Verlag Walter de Gruyter der Harnack-Forschung gleichermaßen einen großen Dienst erweisen, schließt mit einem Nachweis der Drucke der einzelnen Beiträge und mit Ergänzungen zur Personalbibliographie Harnacks 1894–1994, bearbeitet von Hanns-Christoph Picker und Martin Koenitz.

2. Harnack und Theodor Mommsen Zur Gründung der Kirchenväterkommission

Ein Musterbeispiel solch intensiver Einbeziehung Harnacks als Wissenschaftsorganisator in das Spektrum der Forschung – wie sie Kurt Nowak als Desiderat anregt – bietet *Stefan Rebenich* mit seiner umfänglichen Untersuchung über „*Theodor Mommsen und Adolf Harnack*“¹². Diese Arbeit – wahrlich ein Opus magnum –, im Wintersemester 1994/95 von der Fakultät für Geschichte und Geographie der Universität Mannheim als althistorische Habilitationsschrift angenommen, ist – wie der Untertitel „*Wissenschaft und Politik im Berlin des ausgehenden 19. Jahrhunderts*“ ankündigt – vor allem den gemeinsamen wissenschaftspolitischen und wissenschaftsorganisatorischen Unternehmungen dieser beiden Gelehrten gewidmet, die durch ihre großangelegten Initiativen und ihr hohes internationales Prestige in engem Zusammenwirken mit Friedrich Althoff (1839–1908), dem einflußreichen Universitätsreferenten im preußischen Unterrichtsministerium, die Wissenschafts-, Universitäts- und Bildungsgeschichte der wilhelminischen Ära entscheidend geprägt haben. Ausgangspunkt der Untersuchung ist – neben weiterem, bislang unbenutztem Archivmaterial – die Korrespondenz beider aus den Jahren 1888 (dem Jahr der Berufung Harnacks an die Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin) bis 1903 (dem Todesjahr Mommsens): insgesamt 232 erhaltene Stücke (Briefe, Billets, Postkarten, mehrheitlich von Harnack), die unter Einschluß der Korrespondenz Theodor Mommsens mit Friedrich Althoff, Lujo Brentano und Gustav Schmoller zum „Fall Spahn“ und weiterer Briefe – im ganzen 301 Stücke – in exemplarischer Dokumentation und Kommentierung als Anhang (S. 575–998) der Untersuchung beigegeben sind. Es handelt sich im großen ganzen um eine wissenschaftliche Korrespondenz; Fachfragen stehen im Vordergrund.

Der Althistoriker Theodor Mommsen (1817–1903), durch seine weltberühmte (obwohl unvollendet, 1902 mit dem Literaturnobelpreis ausgezeichnete) „*Römische Geschichte*“, sein „*Römisches Staatsrecht*“ und sein übriges gewaltiges literarisches Œuvre damals unbestritten die erste wissenschaftliche Autorität im neuen Kaiserreich, und der um über drei Jahrzehnte jüngere, eben durch sein „*Lehrbuch*

¹² Stefan Rebenich, *Theodor Mommsen und Adolf Harnack. Wissenschaft und Politik im Berlin des ausgehenden 19. Jahrhunderts*. Mit einem Anhang: Edition und Kommentierung des Briefwechsels, Berlin – New York (Walter de Gruyter) 1997, 21 und 1018 S., Ln. geb. ISBN 3-11-015079-4.

der Dogmengeschichte“ (1886/87) weitbekannt gewordene liberale Theologe und Kirchenhistoriker Adolf Harnack (1851–1930), gegen den heftigen Widerstand des Evangelischen Oberkirchenrats von Kaiser Wilhelm II. 1888 nach Berlin berufen, waren zwei in jeder Hinsicht außergewöhnliche Vertreter je ihres Fachgebiets, die sich aber nicht nur durch den Abstand der Jahre, sondern auch in Charakter, Weltanschauung, politischer Gesinnung unterschieden und dennoch in Freundschaft zusammenfanden und in engem Zusammenwirken ein gigantisches Wissenschaftsunternehmen, nämlich die Kirchenväterkommission, begründeten und erfolgreich auf den Weg brachten.

Mommsen, Pastorensohn aus Garding in Schleswig-Holstein, Agnostiker und liberaler „Achtundvierziger“, betrachtete politische Tätigkeit als „Männerpflicht“ (S. 375), als bürgerliche Pflicht zumal eines Professors: Es sei „der schlimmste aller Fehler“ – so eine briefliche Äußerung von 1893 –, „wenn man den Rock des Bürgers auszieht, um den gelehrten Schlafrock nicht zu kompromittieren“ (S. 377). Er hatte die Deutsche Fortschrittspartei (1861) mitbegründet und kämpfte als Parlamentarier im preußischen Landtag (1863–1866, 1873–1879 [als nationalliberaler Abgeordneter]) und im Reichstag (1881–1884 [als Abgeordneter der Liberalen Vereinigung]) für eine bürgerlich-liberale Politik und Kultur, für einen liberalen Ausbau der Reichsverfassung, gegen „Junkertum und Kaplanokratie“ (S. 382 f.), gegen den aufbrechenden Antisemitismus. Als er aber durch Bismarcks innenpolitischen Wechsel zu den Konservativen, mehr noch durch den obrigkeitsstaatlichen „Byzantinismus“ Wilhelms II. (S. 383), dem sich die deutsche Nation willig beugte, seine (bildungsbürgerlich bestimmten) liberalen Ideale verraten sah und den dramatischen Niedergang der politischen Richtung, der er sich zugehörig fühlte, sowie seine eigene politische Machtlosigkeit erleben mußte, bemächtigte sich seiner tiefer Pessimismus. Als Repräsentant einer politisch marginal gewordenen Gruppierung des liberalen Bürgertums war er am Ende seines Lebens ein politischer und gesellschaftlicher Außenseiter, was ihn, den „überständigen Meergreis“ (S. 382), freilich nicht davon abhielt, bis zuletzt warnend und polemisch – in der Wahl der Mittel nicht immer glücklich – seine Stimme zu erheben.

Anders Adolf Harnack, der baltische Professorensohn: Zwar hatte er sich – angestoßen durch seine frühen quellenkritischen Studien und unter dem Einfluß Albrecht Ritschls (1822–1889) – von der lutherischen Orthodoxie seines Vaters Theodosius gelöst; aber er war, wenn auch (wie die Umstände seiner Berufung nach Berlin zeigten) in seiner Kirche isoliert, überzeugter protestantischer Theologe geblieben. Er wandte sich – nicht zuletzt unter dem Einfluß Albrecht Ritschls – einer historisch ausgerichteten, streng quellenorientierten Theologie zu, genauerhin der Dogmengeschichte als dem „Rückgrat der Kirchengeschichte“ (S. 46), mit dem Ziel einer von allem spekulativen Denken (Metaphysik und Mystik) befreiten – damit „katholische Relikte“ in der protestantischen Theologie überwindenden – Historisierung des Christentums im Sinne einer konsequenten Weiterführung der von der Reformation eingeleiteten „gewaltigsten Reinigung und Reduktion“, um „die Religion wieder ganz und gar auf ihren geistigen Kern zu beschränken und ihr damit ihren Ernst zurückzugeben“ (so in seiner Rede zum hundertsten Geburtstag Albrecht Ritschls 1922¹³). Jedoch sich aktiv in die Tagespolitik einzuschalten oder sich

¹³ Adolf von Harnack, Albrecht Ritschl, in: Nowak, Adolf von Harnack als Zeitgenosse (wie Anm. 11) II 1553–1571, hier 1564.

parteipolitisch zu engagieren und publizistische Stellungnahmen abzugeben, widerstrebte ihm, und die Leidenschaftlichkeit, mit der Mommsen seine politischen Kämpfe führte, berührte ihn unangenehm (S. 378). Er war ein Mann des Ausgleichs, der sich – wie übrigens ähnlich Mommsens Schwiegersohn Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff (1848–1931) – als Angehöriger einer jüngeren, „monarchistischen“ Generation erfolgreicher Wissenschaftler nicht nur im Kaiserreich einrichtete und ohne Schwierigkeit das wilhelminische Regiment anerkannte (S. 557), sondern auch mit großem diplomatischem Geschick, durch die Pflege persönlicher Kontakte (vor allem mit Friedrich Althoff), den Kaiser und die preußische Ministerialbürokratie für seine hochschul- und wissenschaftspolitischen Projekte zu gewinnen wußte. Erst im und nach dem Ersten Weltkrieg sah er sich gezwungen, auch zu den damals drängenden politischen Problemen öffentlich Stellung zu beziehen.

Was diese beiden charakterlich so verschiedenen Gelehrten – Mommsen und Harnack – zusammenführte und schließlich in stets ungetrübtter Freundschaft verband, war ihre gemeinsame wissenschaftliche Zielsetzung, nämlich „die Geschichtswissenschaft an der Logik der Tatsachen zu prüfen“, „rücksichtslos ehrliche, ... keine Lücke der Überlieferung oder des eigenen Wissens übertünchende, immer sich selbst und anderen Rechenschaft legende Wahrheitsforschung“ zu betreiben, zum „Erkennen des Gewesenen aus dem Gewordenen mittels der Einsicht in die Gesetze des Werdens“ – so Mommsen (S. 36 f.). Ihm ging es dabei in seinem positivistischen Wissenschaftsverständnis um die Überwindung klassizistischer, neuhumanistischer und romantischer Verklärung der römischen Geschichte durch möglichst lückenlose Erforschung und „Archivierung“ des antiken Quellenmaterials in Anwendung der „strengen philologischen Methode“ sowie um die Synthese historischer, philologischer und juristischer Forschung (letzteres ein Desiderat, das im Grunde nur er selber in seinen großen Werken zu erfüllen vermochte). Harnack wiederum ging es dabei um eine mit den modernen, naturwissenschaftlich geprägten Denkweisen in Einklang stehende (oder vielmehr zu bringende) wissenschaftliche „Begründung“ des Christentums (in seiner protestantischen Ausformung) durch eine fast ausschließlich historisch orientierte, dogmenkritische Theologie: überhaupt um eine im Rang einer Wissenschaft sich behauptende Theologie, verstanden als Kulturwissenschaft des Christentums, zu deren Leitdisziplin er die historisch-kritische Methode verpflichtete Kirchengeschichte erklärte. Und da nach seiner Überzeugung „alle unsere entscheidenden Probleme in der Kirchengeschichte auf dem Gebiet der *alten* Geschichte liegen“ – „in der Kirchen- und Dogmengeschichte der ersten sechs Jahrhunderte“ –, für den theologischen Unterricht folglich alles darauf ankomme, „daß der Student weiß, wie ist der Katholizismus entstanden, wie verhält er sich zum ursprünglichen Christentum, wie ist das Dogma, der Kultus, die Verfassung entstanden und wie sind sie demgemäß zu beurteilen“ – so in einer Denkschrift von 1888 (S. 49) –, mußte diese Theologie vor allem auf der ebenfalls nach strengen philologischen Prinzipien zu betreibenden patristischen Quellenforschung basieren und somit methodisch die traditionellen Grenzen zu Philologie und Geschichtswissenschaft überwinden.

Obwohl Mommsen das Christentum als „ausgelebte jüdische Sekte“, als „Köhlerglauben“ und „plebeische Religion“, die den Untergang des römischen Reiches herbeigeführt habe, ablehnte (S. 223–225) und ihn – auch ungeachtet des intensiven wissenschaftlichen und persönlichen Austauschs mit Harnack – theologische

Probleme kaum berührten, interessierte ihn doch „rein fachlich“, unter historischem, philologischem und juristischem Blickwinkel, die Geschichte des frühen Christentums und dessen erhaltene Quellen. Mochte sich dieses Interesse auch auf äußere Fragen wie Christenverfolgung oder frühe Papstgeschichte beschränkt haben, so traf es sich dennoch mit jenem Harnacks, in dem ihm erstmals ein (in seinen Augen) wissenschaftlich, d.h. historisch-kritisch arbeitender Theologe begegnete. Diese gemeinsame, wenn auch je unterschiedlich motivierte Interessenlage begründete die enge wissenschaftsorganisatorische Kooperation beider Gelehrter, aus der die von ihnen initiierten und geleiteten wissenschaftlichen Großunternehmen der Kirchenväterkommission und der *Prosopographia Imperii Romani saec[uli]. IV.V.VI.* entstanden, die einen Schwerpunkt der Darstellung Rebenichs bilden.

Nach einer Einführung in die deutsche Hochschullandschaft (1866 19 Universitäten, 1902 21 Universitäten) und deren grundlegenden strukturellen Wandel in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts – infolge eines sprunghaften Anstiegs der Studentenzahlen (zwischen 1865 und 1911 von 13.500 auf 55.600) und einer beschleunigten Differenzierung und Spezialisierung von Forschung und Lehre, nicht zuletzt auch infolge der Konkurrenz der praxisorientierten Technischen Hochschulen – schildert der Vf. zunächst den wissenschaftlichen Werdegang Mommsens und Harnacks sowie ihre Berufung nach Berlin (Mommsen 1857, Harnack 1888), wo sie beide eine ungeheure wissenschaftliche Produktivität entfalteten, als akademische Lehrer allerdings sehr unterschiedlich wirkten: Mommsen, dem offensichtlich auch jedes rhetorische Talent abging, betrachtete die Vorlesungstätigkeit als ein ihn „und also vermutlich auch mein Publikum“ ennuyierendes, seine Forschungsarbeit störendes „lästiges officium“ (S. 40), von dem er 1885 – zu seiner Freude – entbunden wurde. Anregender, aber wegen seiner Kritik auch gefürchtet, waren seine Seminarübungen. Althoff jedenfalls, dem er im Bereich der Altertumswissenschaft mit der wichtigste Ratgeber war (S. 114 f.), zählte ihn (neben Leopold von Ranke, Heinrich von Sybel und anderen) zu den „sehr schlechten Dozenten“ (so in einem Brief von 1891 [S. 40]) – er würde heute somit die im „Vormarsch“ begriffene studentische Evaluation wohl nicht bestehen. Harnack dagegen, ein brillanter Rhetoriker, nahm den akademischen Unterricht (wie auch die Pflichten der akademischen Selbstverwaltung) zeitlebens sehr ernst, hielt große, zahlreiches Publikum anziehende Vorlesungen und forderte in seinen Seminarübungen (mit stets beschränktem Teilnehmerkreis) „sorgfältigste Kleinarbeit“ (so Otto Dibelius [S. 53]).

Mommsens überragende Leistungen lagen eben auf dem Gebiet der Geschichtsschreibung und der historischen Forschung, vorzüglich der quellenkritischen Grundlagenforschung, und zwar als richtungweisender Editor und als genialer Initiator und Organisator. Seit 1858 ordentliches Mitglied der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften, seit 1874 deren Sekretar sowie Mitglied zahlreicher Kommissionen, Institutionen und Stiftungen, initiierte, organisierte oder unterstützte er die großen altertumswissenschaftlichen Unternehmungen des *Corpus Inscriptionum Latinarum*, der *Prosopographia Imperii Romani saec[uli]. I.II.III.*, des *Corpus nummorum*, des *Corpus Inscriptionum Etruscarum*; er begründete die Sammlung der *Auctores antiquissimi* der *Monumenta Germaniae Historica*, deren Zentralleitung er seit 1874 angehörte, war maßgeblich an der Einrichtung des Deutschen Historischen Instituts in Rom beteiligt und bemühte sich um die provinzialrömische Forschung in Deutschland, deren Organisation 1892 in der Gründung der Reichslimeskommission ihren Abschluß fand.

Alle diese Projekte konnten nur durch Konzentration individueller Kräfte und Assoziation der Arbeit bewältigt werden und bedurften entsprechend qualifizierter, einsatzbereiter und kooperationsfähiger Mitarbeiter sowie der nötigen finanziellen Mittel. Die Übernahme dieses Parts, vor allem die Sammlung und Sichtung des wissenschaftlichen Materials, wies er als spezifische Aufgabe dem Staat zu, dem als Organ der Vermittlung die Akademie zur Verfügung stand, deren Verfassung nach Maßgabe der neuen wissenschaftsorganisatorischen Erfordernisse (beispielsweise hinsichtlich der Verwaltung von privaten Stiftungen) revidiert wurde. Dabei zögerte Mommsen nicht, zur Verbesserung der Finanzlage das vorgeordnete Unterrichtsministerium auch unter Druck zu setzen. „Die Großwissenschaft braucht Betriebskapital wie die Großindustrie“ – so Mommsen anlässlich der Aufnahme Harnacks in die Akademie (1890) an die Adresse des Ministeriums – „und wenn dies versagt, so ist die Akademie eben ornamental und müssen wir es uns gefallen lassen von dem Publikum als Dekoration angesehen und als überflüssig betrachtet zu werden“ (S. 81 und 134). Doch die zum wissenschaftlichen Großbetrieb sich ausweitenden Unternehmungen, die nicht nur in hohem Maße routinierte und entsagungsvolle Arbeit – „Kärnerarbeit“ formulierte später Harnack (S. 81) – und einen großen Stab dazu bereiter und qualifizierter jüngerer Mitarbeiter (*ragazzi* oder *giovani* genannt [S. 86]), sondern auch immerfort steigende Finanzkräfte voraussetzten, wuchsen unter Mommsens Leitung alsbald über die Grenzen der Preußischen Akademie und des Deutschen Reiches hinaus und führten zu vielfältiger internationaler Zusammenarbeit. Allerdings vermochte sich die überaus selbstbewusste Preußische Akademie trotz Mommsens Drängen nur mit Mühe der 1898 ins Leben gerufenen internationalen Assoziation der großen Akademien Europas und Amerikas anzuschließen (1899). Mommsens Mitarbeiter aber, vom Meister mit sicherem Blick für ihre Begabung ausgewählt und wie „die deutsche Armee vom preußischen Generalstab“ geführt (S. 86), nicht weniger durch seinen ungemein konzentrierten Arbeitsstil angefeuert und geprägt, machten mehrheitlich mit seiner Hilfe auch Karriere und besetzten nachfolgend wichtige Positionen im deutschen Wissenschaftssystem.

Im Februar 1890 wurde Harnack als ordentliches Mitglied in die philosophisch-historische Klasse der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften aufgenommen – als dritter Theologe nach Friedrich Schleiermacher (1768–1834) und August Neander (1789–1850) [der wegen seiner erbaulichen Darstellung der Kirchengeschichte in Gegenposition zur Sicht der Aufklärung den jungen katholischen Tübinger Privatdozenten Johann Adam Möhler auf dessen „literarischer Reise“ durch Deutschland (1822/23) so tief und nachhaltig beeindruckt hatte]. Doch die ehrenvolle Berufung galt nicht dem Theologen, sondern dem (Kirchen-)Historiker Harnack auf Grund seiner demogengeschichtlichen Arbeiten und seiner Quelleneditionen (in der von ihm und Oskar von Gebhardt 1882 begründeten und herausgegebenen Reihe „Texte und Untersuchungen zur Geschichte der altchristlichen Literatur“); und sie hing wohl – wie der Vf. mit Grund vermutet – mit dem von ihm und Mommsen ins Auge gefaßten Projekt zusammen, im Rahmen der Berliner Akademie eine kritische Ausgabe der griechischen vornizänischen Kirchenväter zu veranstalten, parallel zur Edition der lateinisch-patristischen Literatur durch die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien, in Anknüpfung an das große Editionswerk der „gelehrten Benedictiner [Mauriner] und Jansenisten“ (im 17./18. Jahrhundert) und in „planvolle[r] histo-

risch-philologische[r] Arbeit“ (S. 131 f.). Jedenfalls sprach Harnack in seiner Antrittsrede das Desiderat eines solchen Projektes deutlich an¹⁴, und Mommsen ließ in seiner Erwiderung nicht weniger deutlich erkennen, daß er im Kirchenhistoriker Harnack den für die Organisation dieses Projektes berufenen „Führer“ sah¹⁵. Es war dies überhaupt das erste Mal, daß sich Mommsen für ein von theologischer Seite angeregtes Unternehmen gewinnen ließ und – wie sich zeigte – tatkräftig einsetzte.

Im Januar 1891 legte Harnack einen detailliert ausgearbeiteten Entwurf für einen Antrag der Akademie an das Ministerium vor, in dem er das Projekt einer Edition „alle[r] litterarischen Denkmäler des ältesten Christenthums von seiner Entstehung bis zur Begründung der Reichskirche durch Konstantin (abgesehen von dem Neuen Testament und den lateinischen Quellenschriften)“ wissenschaftlich begründete, dafür einen Zeitraum von etwa zehn Jahren veranschlagte und eine entsprechende finanzielle Förderung erbat, wobei er mit dem Hinweis auf das Wiener Unternehmen den Minister diskret von der Notwendigkeit eines ähnlich prestigeträchtigen Berliner Vorhabens zu überzeugen suchte und die Begrenzung des Projekts auf die ersten drei Jahrhunderte (oder wie er später formulierte: auf den Bereich der „paläontologischen Schicht“ des Christenthums [S. 138]) – sosehr sie grundsätzlichen theologischen Erwägungen entsprang – auch als pragmatisches Argument benützte (Text des Gesuchs S. 134–136).

Schon wenige Tage nach der Zustellung des Gesuch an das Ministerium – vorausgegangen war eine informelle Besprechung Harnacks und Mommsens mit Althoff (S. 615 [Brief Nr. 17]) – wurde dieses vom Minister positiv beschieden, so daß in der Sitzung der philosophisch-historischen Klasse vom 12. Februar 1891 auf Antrag Harnacks die „Kirchenväter-Commission“ konstituiert werden konnte. Die Wahl ihrer Mitglieder – Harnack, Mommsen, der Klassische Philologe Hermann Diels (1848–1922), der Alttestamentler und Orientalist August Dillmann (1823–1894) – dokumentierte bereits den die Fachgrenzen überschreitenden methodischen Ansatz des Unternehmens, den Harnack immer wieder hervorhob: Altchristliche Literaturgeschichte war für ihn integrierender Bestandteil der altertumswissenschaftlichen Forschung; die geplante Edition sollte in gleicher Weise „dem Studium der alten Kirchengeschichte, der römischen Geschichte und der patristischen Philologie“ dienen (S. 136).

Tatsächlich leitete Harnack von Anfang an als „Geschäftsführer“ selbständig und souverän das ganze Unternehmen und beschränkte sich darauf, mit den Mitgliedern der Kommission, der auf seinen Vorschlag der Berliner Bibliothekar Oskar von Gebhardt (1844–1906), ein ausgewiesener Paläograph, kooptiert wurde, zunächst schriftlich zu korrespondieren. Die erste Sitzung der Kommission fand erst sechs Jahre nach der Konstituierung der Kommission statt. Harnack war es auch, der die Kommission gegenüber dem Ministerium und den akademischen Institutionen repräsentierte, die Mitarbeiter berief und zu fruchtbarer Arbeitsgemeinschaft anleitete, Verbindungen zu auswärtigen Gelehrten knüpfte und mit der Leipziger Verlagsbuchhandlung J. C. Hinrichs über die verlegerische Betreuung der Edition verhandelte.

¹⁴ Adolf Harnack, Antrittsrede in der Preußischen Akademie der Wissenschaften, in: Nowak, Adolf von Harnack als Zeitgenosse (wie Anm. 11) II 976–980.

¹⁵ Ebd. 980–982.

1893 legte er in Zusammenarbeit mit Erwin Preuschen (1867–1920), seinem ersten Mitarbeiter, als Prolegomena zur Kirchenväterausgabe seine „Überlieferungsgeschichte der vornicänischen christlichen Litteratur“ als „1. Teil der Geschichte der altchristlichen Litteratur“ vor. Auf der Grundlage dieses Werkes entwarf er zuhanden des Ministeriums ein die gesamte älteste griechisch-christliche Literatur berücksichtigendes Arbeits- und Editions-konzept, für dessen Realisierung er nunmehr ca. 45 Bände zu je 35–40 Bogen und einen Zeitraum von mindesten 15 Jahren in Anschlag brachte. Indem er das Projekt, „die ältesten Urkunden der [christlichen] Religion in der erreichbar besten Gestalt“ zu edieren, – wiederum mit Verweis auf das Wiener Vorbild – als „eine Ehrenpflicht der deutschen Wissenschaft“ bezeichnete, erklärte er die Kirchenväterausgabe zu einer nationalen Aufgabe, deren Bedeutung er freilich bezeichnenderweise nicht theologisch, sondern religionsgeschichtlich begründete (S. 146–148). Für die „kulturprotestantisch“-preußische Akademiopolitik war eben Theologie nur insoweit relevant, als sie zur Historisierung ihres Gegenstands beitrug. Alle Mitglieder der Kommission, in die, mit ihrer Ermächtigung, Harnack 1893 den Hallenser Kirchenhistoriker Friedrich Loofs (1858–1928), einen Vertrauten seiner Leipziger Jahre, aufnahm, stimmten darin überein.

Gleichwohl hatte Harnack – wie der Vf. ausführlich schildert – größte Mühe, beim Ministerium die finanzielle Sicherung des Unternehmens zu erreichen. Die jeweils gewährte „außerordentliche Beihilfe“ und der Einsatz von Mitteln der Akademie, die aber sehr begrenzt waren, erlaubten weder eine längerfristige Planung noch die Rekrutierung neuer Mitarbeiter. Zwar konnte sich nach vier Jahren beschränkter Förderung das vorgeordnete Ministerium von dem einmal begonnenen Unternehmen schwerlich mehr zurückziehen, ohne dem Ansehen der Akademie zu schaden, zumal 1895 der erste Band der Werke Hippolyts (besorgt von Hans Achelis und Gottlieb Nathanael Bonwetsch) in Druck ging und die Arbeit an Origenes' Schrift „Contra Celsum“ (durch Paul Koetschau) gute Fortschritte machte; dennoch wurde es für die Realisierung des Gesamtkonzepts unerlässlich, zusätzliche Finanzierungsquellen zu erschließen. Und hier gelang es Harnack – wohl wieder durch Vermittlung Althoffs –, das Kuratorium der eben im Mai 1894 gegründeten kapitalkräftigen „Wentzel-Heckmann-Stiftung“ Ende 1896 gegen zwei andere Anträge und mit knappster Stimmenmehrheit für das Unternehmen der Kirchenväterkommission zu gewinnen und dieses finanziell endgültig sicherzustellen (bis 1911 warf die Stiftung dafür eine Summe von insgesamt 71.000 Mark aus).

Darüber hinaus gelang es Harnack aber auch, mit bemerkenswerter Zielstrebigkeit das Unternehmen als solches voranzutreiben. 1897 erschien als erster Band der Editionsreihe, für die man den Titel „Die Griechischen Christlichen Schriftsteller der ersten drei Jahrhunderte“ gewählt hatte, die von Bonwetsch und Achelis besorgte Edition der Kommentare des Hippolyt zu Daniel und zum Hohen Lied. Der Editionsreihe war als „Archiv“ eine zweite Reihe („Texte und Untersuchungen der altchristlichen Litteratur“) für Prolegomena, Handschriftenstudien, philologisch-historische Untersuchungen und orientalische Textversionen beigegeben, von der zum nämlichen Zeitpunkt bereits sechs Hefte vorlagen (S. 174); und bis Ende 1897 waren auch schon für die Mehrzahl der zu edierenden Texte die geeigneten Bearbeiter gefunden. Im selben Jahr gewann die Kommission Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, den kurz zuvor an die Berliner Universität berufenen führenden deutschen Gräzisten, durch Kooptation als neues Mitglied; er setzte sich unter dem Aspekt der Erforschung der Geschichte der griechischen Sprache und der antiken

Kultur energisch für eine Erweiterung des zeitlichen Rahmens des Editionsprogramms um die Kirchengeschichtsschreiber des fünften Jahrhunderts ein und gab im übrigen dem Unternehmen während seiner dreieinhalb Jahrzehnte währenden Mitgliedschaft wichtige Impulse (war aber zugleich auch einer der schärfsten Kritiker Harnacks). Die Zahl der geplanten Bände wuchs damit von ursprünglich 45 auf 58 (1915 waren nach Harnacks Bericht 27 Bände erschienen, 8 befanden sich im Druck und 13 in Vorbereitung [S. 178]).

Im Laufe der Jahre gehörten der Kirchenväterkommission u.a. so bedeutende Gelehrte wie Adolf Jülicher (1857–1938), Otto Seeck (1850–1921), Karl Holl (1866–1926), Eduard Norden (1868–1941), Hans Lietzmann (1875–1942), und nach Harnacks Tod Eduard Schwartz (1858–1940), dessen anderer scharfer Kritiker, an: klassische Philologen, Althistoriker und Patristiker. Sie waren allesamt protestantischer Herkunft (was aber weder über ihre persönliche Einstellung zum Christentum, geschweige denn über ihre kirchliche Gebundenheit etwas aussagt), lehrten zumeist an der Berliner oder einer anderen preußischen Universität, und protestantisch war ebenfalls die weit überwiegende Mehrzahl der Mitarbeiter, auch der ausländischen. Gleichwohl war es Harnack ein – angesichts der damaligen konfessionellen Frontenbildung keineswegs selbstverständliches – Anliegen, in das Unternehmen auch einige ausgewiesene katholische Mitarbeiter einzubeziehen, gewiß zum einen aus Gründen einer besseren Akzeptanz der Edition „in katholischen Kreisen“ und weil man bei der Erschließung handschriftlicher Bestände auf das Entgegenkommen katholischer Institutionen (wie beispielsweise der Vaticana oder der Ambrosiana) angewiesen war, zum andern aber – wie der Vf. mit Grund annehmen möchte – wohl vor allem, um dadurch historisch-kritisch arbeitenden katholischen Forschern jene öffentliche Anerkennung zu zollen, welche ihnen ihre eigene Kirche in den „modernistischen“ Auseinandersetzungen der letzten Jahrhundertwende versagte (S. 184 und 565). So hatte sich Harnack bereits 1890 mit Erfolg für die Wahl des vatikanischen Unterarchivars P. Heinrich Suso Denifle OP (1844–1905), des gelehrten Erforschers der Scholastik und des mittelalterlichen Universitätswesens, zum korrespondierenden Mitglied der Berliner Akademie eingesetzt: Denifle, „Deutscher (Tyroler) u. Dominikaner, nicht Jesuit“, habe „zwar tüchtig auf protestantische Gelehrte geschimpft, auch nicht nur auf fadenscheinige; aber er hat doch eine eminente Gelehrsamkeit, und ich finde, daß er in seinen großen Arbeiten u. in der Art, wie er seine großen Entdeckungen ausgebreitet hat, meistens Recht hat“; Bedenken seien gewiß vorhanden, „nicht solche gegen seine Person, sondern gegen seine Kategorie“ – so in einem Brief an Mommsen, und es folgte das auf den Adressaten „zugeschnittene“ bemerkenswerte Argument: „Wenn ich für ihn eintrete, so geschieht es unter der Voraussetzung, daß die Akademie ihre Sonne über Weiße, Schwarze und Farbige aufgehen läßt, wenn sie wirklich viel wissen und können“ (S. 606 f. (Brief Nr. 12]). Mommsen hatte schließlich Denifles Wahl ebenso befürwortet wie 1893 jene des französischen Priesters, Kirchenhistorikers und nachmaligen Direktors der École Française de Rome Louis Duchesne (1834–1922), den beide, Mommsen und Harnack, als ausgezeichneten, „im Stil des alten Gallicanismus“ freisinnigen Gelehrten sehr schätzten (S. 58 und 656). Nunmehr übertrug Harnack, anfängliche Bedenken in der Kommission überwindend, dem damals (1898) in Wien lehrenden Kirchenhistoriker und Byzantinisten Albert Ehrhard (1862–1940), der eben (1897) mit zwei Arbeiten zur Überlieferung der Martyrien und Heiligenleben in der byzantinischen Kirche hervorgetreten war, die Heraus-

gabe der *Acta martyrum* und dem Tübinger Kirchenhistoriker Franz Xaver Funk (1840–1907) die Herausgabe der Pseudoclementinen und verwandter Schriften. Beide waren katholische Geistliche und hatten als streng-kritische Quellenforscher und theologische „Reformisten“ – in römisch-kurialen Augen schlichtweg als „Modernisten“, „qui in historica re, vel archaeologica, vel biblica nova student“, und zwar „ad suam methodum praescriptaque moderna“ (wie es später in der Enzyklika „Pascei“ [1907] hieß) – in ihrer Kirche (ähnlich wie Duchesne) einen schweren Stand. Doch Funk, vorderhand noch mit der Edition der Didaskalie und der Apostolischen Konstitutionen okkupiert (sie erschienen 1905 in zwei Bänden), wurde durch den Tod an der Durchführung des übernommenen Auftrags gehindert. Und Ehrhard, von Anfang an entschlossen, den Gesamtbestand der Codices heranzuziehen, um sicher alle einschlägigen Quellen zu erschließen, weitete – weil eben der Stoff das Verfahren diktierte – seine Forschungen auf die gesamte byzantinische Hagiographie aus und mußte, wie sich zeigte, seine Hauptarbeit auf die Klassifikation der Handschriften konzentrieren – es handelte sich schließlich um 2.750 Codices. Dabei stellte sich heraus, daß das Ergebnis vor allem der Geschichte der byzantinischen Kultur zugute kam, der Ertrag an echten Martyrerakten dagegen gering war. Harnack und Ehrhard waren, was die Edition der *Acta martyrum*, ihren Umfang und den Zeitaufwand betraf, einer Täuschung erlegen. Das Ergebnis seiner immensen Forschungen konnte Ehrhard erst in den Jahren 1936–1941 in drei voluminösen Bänden der „Texte und Untersuchungen“ („Überlieferung und Bestand der hagiographischen und homiletischen Literatur von den Anfängen bis zum Ende des 16. Jahrhunderts“) vorlegen.

Aber nicht nur Ehrhard kam infolge der mühsamen Suche, Sichtung und Ordnung seines Materials nicht mehr zur Edition der alten Martyrerakten, sondern auch andere Editionen konnten nicht zu Ende geführt werden. Angesichts des Umfangs des Projekts, der Vielzahl der Mitarbeiter, ihrer unterschiedlichen Arbeitsweise und Belastung sowie der Schwierigkeiten im einzelnen war dies nicht verwunderlich. Zwar wachte Harnack – auch durch gelegentliche persönliche Besuche bei den Mitarbeitern – über den Fortgang ihrer Arbeiten. Doch nicht selten war auf ausgedehnten Bibliotheksreisen durch ganz Europa und nach Kleinasien erst Pionierarbeit zu leisten. Und dann gab es natürlich auch Irritationen und Rückschläge wie 1899 die scharfe Kritik an der von Paul Koetschau besorgten Origenes-Ausgabe („Contra Celsum“ und kleinere Werke) durch Paul Wendland, der dem Editor, einem Gymnasiallehrer in Weimar, mangelndes sprachliches Verständnis vorwarf: eine Kritik, der Harnack entschieden widersprach (wobei er aber zugleich, sich salvierend, erklärte, seine Stellung als Geschäftsführer der Kommission nie so aufgefaßt zu haben, daß er „für die Editionen irgendwie verantwortlich“ sei [S. 198]). Wilamowitz-Moellendorff aber pflichtete der Kritik Wendlands bei, indem er Koetschau in harschem Ton u.a. mitteilte: „Ihre Ausgabe verdiente eingestampft zu werden ...“ und sie eine „blamage“ für das Unternehmen nannte (Text des Briefes S. 195). Mommsen mußte seine ganze Autorität aufbieten, um im Interesse der Kommission einen prinzipiellen Dissens zwischen Theologen und Philologen zu vermeiden. Endlich beschloß man, in Zukunft die Qualität der eingereichten Manuskripte anhand eines Probedrucks zu prüfen, eine höchst unangenehme Aufgabe, der sich vor allem Wilamowitz-Moellendorff annahm. Einen Rückschlag besonderer Art bedeutete der Verlust des gesamten Ertrags der Expedition zum Katharinenkloster auf dem Sinai vom Frühjahr 1914: die vollständige Katalogisierung der kostbaren Handschriften dieses Klosters und die photographischen Reproduktionen, die man von einem Großteil der Bestände hatte

anfertigen können. Das in 30 Kisten verpackte Material gelangte infolge des Kriegsausbruchs nur bis nach Suez, wo es von den Engländern beschlagnahmt und nach Kriegsende vernichtet wurde (S. 188).

Der einzige der „Gründungsväter“ der Kommission, der zu der Reihe der „Griechischen Christlichen Schriftsteller“ auch eine Textedition beisteuerte, war Mommsen selbst: nämlich Rufins lateinische Übersetzung und Fortführung der Kirchengeschichte des Eusebius von Caesarea in (bzw. neben) der von Eduard Schwartz besorgten Ausgabe des griechischen Textes. Mommsen, ein erfahrener Editor, erledigte diese Aufgabe in der kurzen Frist von April bis Dezember 1900, betrieb freilich keine ausgedehnten handschriftlichen Studien, ließ sich in großem Umfang zuarbeiten (so durch Giovanni Mercati in Rom, Paul Frédéric Girard in Paris, Karl de Boor, Carl Schmidt und Erwin Preuschen), holte nach Ausweis der Briefe immer wieder auch Harnacks fachlichen Rat ein, bezeichnete dann allerdings den von ihm bearbeiteten Text auch nicht als eigenständige Edition, sondern als „Hilfsausgabe für den griechischen Text“, und setzte gegen erhebliche sachlich begründete Widerstände in der Kommission (vor allem von seiten Wilamowitz-Moellendorffs) den Druck des Rufin-Textes neben dem griechischen Text durch (S. 198–204).

Überhaupt war sichtlich unter dem Einfluß Harnacks Mommsens Interesse an Fragen der frühen Kirchengeschichte erwacht. Davon zeugen nicht nur zwei gemeinsame Publikationen, sondern vor allem fünf zwischen 1890 und 1902 erschienene bedeutende Beiträge Mommsens zum Thema „Frühes Christentum“ (mit rechtshistorischem Schwerpunkt) sowie seine beiden großen Editionen der *Severins-Vita* des Eusebius (1898) und des *Liber pontificalis* (1899) in den „*Monumenta Germaniae Historica*“ (S. 227 f.), bei deren Vorbereitung der „homo minime ecclesiasticus“ (wie sich Mommsen in der Einleitung zum *Liber pontificalis* bezeichnete) wiederum von Harnack in vielfältiger Weise unterstützt wurde (S. 223). Louis Duchesne freilich, der Mommsens unermüdliche Arbeitskraft, dessen „abnégation“ und „esprit de mortification littéraire“ bewunderte (S. 82), bemerkte gleichwohl zu dessen „Exkursionen“ auf das Gebiet der frühen Kirchengeschichte einmal (1892) gegenüber Giovanni Battista de Rossi einigermmaßen sarkastisch: „Mommsen fait ma désolation. Il entre dans l'érudition ecclésiastique comme un rhinocéros dans un champ de vigne, écrasant à droite et à gauche, sans s'émouvoir du dégât“ (S. 228 f.).

Als 1895 die Preußische Akademie der Wissenschaften gegen den erbitterten Widerstand Mommsens Heinrich von Treitschke (1834–1896), den er als den „Vater des modernen Antisemitismus“ und den verführerischen „Dichter der Geschichte Preußens“ zutiefst verabscheute und bekämpfte (S. 358), zu ihrem Mitglied wählte, legte Mommsen aus Protest das Sekretariat nieder (ohne sich allerdings aus der Akademie zurückzuziehen). Zu seinem Nachfolger aber wurde nicht, wie er wünschte, Harnack gewählt, sondern Hermann Diels: „der Schreckname ‚Theologe‘“ – so Diels in einem Brief an Mommsen – habe „offenbar viele sonst dem Manne geneigte“ abgehalten, für Harnack, der zudem erst sechs Jahre der Akademie angehörte, zu stimmen (S. 73). Doch bereits in der Phase der Vorbereitung des zweihundertjährigen Akademiejubiläums, für das er im Auftrag der Akademie binnen weniger Jahre die offizielle Darstellung der Akademiegeschichte erarbeitete¹⁶ – eine bewundernswerte wissenschaftliche und organisatorische Leistung –, gelang es Harnack, seinen Einfluß zu

¹⁶ Adolf Harnack, *Geschichte der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin I–III*, Berlin 1900.

verstärken. Bei der Jubiläumssitzung am 20. März 1900 hielt er in Anwesenheit des Kaisers die Festrede¹⁷. Zur nämlichen Zeit war er neben seinen akademischen Lehrverpflichtungen – eben hatte er im Wintersemester 1899/1900 vor rund 700 Studierenden aller Fakultäten in freier Rede seine 16 Vorlesungen über „Das Wesen des Christentums“ gehalten¹⁸ – mit der Gründung neuer wissenschaftlicher Unternehmen und Institutionen befaßt, und 1905 legte er seinen programmatischen Aufsatz „Vom Großbetrieb der Wissenschaft“ vor, in dem er die Notwendigkeit straff organisierter Großforschung begründete und gegen nationalistische Kritik mit Nachdruck für internationale wissenschaftliche Zusammenarbeit, internationalen Studenten- und Gelehrtenaustausch und friedlichen Wettstreit plädierte¹⁹. Indem Harnack konsequent Mommsens wissenschaftspolitische Strategie fortsetzte und vervollkommnete, wuchs er in die Rolle des überragenden Repräsentanten des deutschen Wissenschaftssystems hinein und übte dank seiner Verbindung zu Althoff und dem Wohlwollen Wilhelms II., zu dem er seit dem Akademiejubiläum fast jederzeit Zugang hatte, in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg maßgeblichen Einfluß auf die Wissenschaftspolitik sowohl der Berliner Akademie als auch der Regierung aus. Er erwies sich in jeder Hinsicht als würdiger Nachfolger Mommsens, an dessen Sarg er 1903 eine ergreifende, christliche Trauerrede hielt²⁰.

Welches Maß an Arbeit er sich abverlangte und welcher Leistung er, körperlich und geistig, bis zum Ende seines Lebens fähig war, belegen eindrucksvoll die Ämter und Aufgaben, die er wahrnahm, ohne je den Überblick zu verlieren: Neben seinen „drei Hauptberufen“ – so im Vorwort zu seinem „Marcion“²¹ – als Ordinarius für Kirchengeschichte an der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin (zeitweiliger Rektor der Universität und Dekan seiner Fakultät), Generaldirektor der Preußischen Staatsbibliothek (1905–1921) und erster Präsident der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft (1911–1930) war er in fünf Kommissionen und zwei Kuratorien der Berliner Akademie der Wissenschaften, ferner als Mitglied im Kuratorium des Deutschen Museums in München, in der Kommission zur Herausgabe der Werke Martin Luthers (Weimarer Ausgabe), als verantwortlicher Mitherausgeber der „Theologischen Literaturzeitung“ sowie als Präsident des Evangelisch-sozialen Kongresses (1902–1911; siehe dazu S. 518–537) aktiv tätig, was allein schon die tägliche Bewältigung einer immensen Korrespondenz erforderte. Außerdem hatte er den Vorsitz im Beirat des Preußischen Historischen Instituts zu Rom inne: ein Amt, das mit vielen Verwaltungsaufgaben verbunden war, ihn immer wieder zu Reisen in die Ewige Stadt veranlaßte und natürlich zu zahlreichen Kontakten, auch zu hohen und höchsten vatikanischen, führte. Dennoch fand Harnack die Zeit zu intensiver wissenschaftlich-literarischer Produktion, zu ausgedehnten Rezensionsarbeiten und zu vielfältiger Vortragstätigkeit im In- und Ausland (S. 80–94).

¹⁷ Adolf Harnack, Die Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften, in: Nowak, Adolf von Harnack als Zeitgenosse (wie Anm. 11) II 984–1008.

¹⁸ Neuestens wieder erschienen: Adolf von Harnack, Das Wesen des Christentums. Herausgegeben und kommentiert von Trutz Rendtorff, Gütersloh 1999.

¹⁹ Adolf Harnack, Vom Großbetrieb der Wissenschaft. Ebd. (wie Anm. 17) 1009–1019.

²⁰ Adolf Harnack, Theodor Mommsen. Ebd. 1530–1539.

²¹ Adolf von Harnack, Marcion. Das Evangelium vom fremden Gott. Eine Monographie zur Grundlegung der katholischen Kirche, Leipzig 1920, ²1924 [unveränd. photomech. Nachdr. Darmstadt 1960]

Gleichwohl war Harnack in seiner Position – wie andeutungsweise bereits erwähnt – keineswegs unbestritten. Aber es war nicht nur Mißgunst, die seine Ämterfülle, Einflußmöglichkeit, Leistungskraft und vor allem seine wissenschaftsorganisatorischen Erfolge da und dort weckten, sondern er sah sich auch mit offener Gegnerschaft konfrontiert, die bis in die Kirchenväterkommission hineinreichte. Hier allerdings resultierte sie – neben persönlichen Animositäten Wilamowitz-Moellendorffs, der sich durch das Dazwischentreten Harnacks von seinem Schwiegervater Mommsen zurückgesetzt fühlte – zu gutem Teil aus einem prinzipiellen Dissens über die Editionskompetenz; denn die Herausgabe antiker christlicher Texte, überhaupt Textkritik betrachteten die Philologen, allen voran Wilamowitz-Moellendorff, aber auch Hermann Usener und Eduard Schwarz, als ihr Reservat, während sie den Theologen methodische Voreingenommenheit und philologische Unfähigkeit vorwarfen. Diese Kritik richtete sich vor allem gegen Harnack, durch dessen – so der Vorwurf – mangelhafte philologische Kompetenz und theologische Axiomatik beispielsweise Wilamowitz-Moellendorff sein religionsgeschichtliches Postulat, das Christentum als „Erzeugnis der Kultur der alexandrinisch-caesarschen Welt“ zu studieren, gefährdet sah. Harnack seinerseits gab durchaus zu, er habe „außer dem Griechischen so Vieles andere treiben müssen, daß ich in der That weniger davon verstehe, als ich in meinem Amte verstehen müßte“; aber er gab doch zu bedenken, an welch exzeptionellem Maßstab man ihn hier maß, und er bekräftigte: „... den Muth, mir Blößen zu geben, werde ich wie bisher behalten; denn ich sehe nicht ein, wie wir vorwärts kommen sollen, wenn man jenen Muth nicht besitzt“. Und er verwahrte sich mit Blick auf Eduard Schwartz, der „alle Unarten eines hochmüthigen Philologen“ in sich vereinige, gegen „die eigenthümliche Haltung“, alle Erkenntnisse auf Gebieten, „die bisher kein Philologe bearbeitet hat“, dem eigenen Verdienst zuzuschreiben; „denn Theologen existiren nicht, u[nd]. was sie gefunden haben, haben sie als blinde Hühner gefunden, so daß jeder Philologe berechtigt ist, es noch einmal zu entdecken“ – so am 5. April 1889 gegenüber Adolf Jülicher (S. 238, 241 f.). Eduard Schwartz, der nachmalige Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften (1927–1930), dagegen gab 1906 in einer Hermann Useners wissenschaftliche Leistung würdigenden Akademierede zu Göttingen öffentlich kund, wie er Theologie, gleich ob protestantisch oder katholisch, liberal oder konservativ, als Wissenschaft „taxierte“, indem er sagte: Usener „hat denen, die sich Theologen nennen, ins Gewissen geredet, daß sie sich wenigstens bemühen Philologen zu werden“, und „Bresche gelegt in die verkappten und geleimten Scheidewände ... der theologischen Parteiung, des schematischen Fakultätsbetriebes, damit der Raum frei werde für die wissenschaftliche Arbeit aller, die nichts wollen als die Urkunden des Werdens der christlichen Religion, der Gemeinde, der Kirche verstehen, einfach verstehen und dem Gott der Wahrheit und Wahrhaftigkeit überlassen was draus wird“ (S. 242 f.). Die Polemik zog sich über Jahrzehnte hin; noch 1915 beklagte Harnack gegenüber Karl Holl den von philologischer Seite „nicht nur gegen meine Arbeiten, sondern gegen meine ganze Stellung in der Wissenschaft“ geführten Kampf (S. 239). Und als er nach dem Ersten Weltkrieg und dem Ende der Monarchie, sich auf den Boden der Tatsachen stellend, der Weimarer Republik seine Loyalität nicht versagte²², bezichtigten ihn Schwartz, Wilamowitz-Moellendorff und andere des charakterlosen Verrats am Kaiser (S. 243, 549–555).

²² Adolf von Harnack, Politische Maximen für das neue Deutschland. Der akademi-

Harnack aber ging es vor allem auch darum, seine Wissenschaftspolitik fortsetzen zu können. U.a. engagierte er sich jetzt bei der Gründung der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft (1920), der späteren Deutschen Forschungsgemeinschaft, deren Hauptausschuß er bis 1929 leitete (S. 78).

Die Geschichte der Kirchenväterkommission bildet indes nur einen Teil (den für den Kirchenhistoriker „einschlägigsten“) der vorliegenden materialgesättigten Darstellung. Der Vf. widmet ein großes Kapitel seiner Arbeit (S. 327–518) dem engagierten liberalen Politiker und Abgeordneten Theodor Mommsen, der, betont kulturkämpferisch antiklerikal, für die Einheit Deutschlands und einen nationalen Rechts- und Verfassungsstaat liberaler Prägung unter Führung Preußens kämpfte und mit ätzender Schärfe Bismarcks Hinwendung zu den Konservativen anprangerte (S. 339–341), aber sich ebenso kompromißlos auch gegen Heinrich Treitschkes (und des Berliner Hofpredigers Adolf Stoecker) antisemitische Parolen wandte – ein Streit, in dem sich im „fernen katholischen“ München auch Ignaz von Döllinger als Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften mit seiner bedeutenden Akademierede „Die Juden in Europa“ (1881) zu Wort meldete²³, während Harnack sich nur mit einem gewissen Vorbehalt, allerdings klar „im Namen des Christentums“, von der aufkeimenden Judenhetze distanzierte²⁴. Im den leidenschaftlichen Auseinandersetzungen um die berüchtigte „Lex Heinze“ wurde Mommsen als Anwalt der Freiheit von Kunst und Literatur „zur gefeierten Gallionsfigur“; man ernannte ihn zum Ehrenpräsidenten des damals (1900) gegründeten Goethebundes (S. 403). Und als 1901 die (von Althoff durchgesetzte) kaiserliche Ernennung des jungen katholischen Historikers Martin Spahn (1875–1945) zum Ordinarius für mittelalterliche und neuere Geschichte (Weltanschauungsprofessur) an der Philosophischen Fakultät der nunmehr preußischen Universität Straßburg²⁵, weil katholisch und deshalb „inferior“, weite Teile des liberalen kulturprotestantischen Bürgertums in helle Erregung versetzte und eine vom damaligen Münchener Nationalökonom Lujo Brentano (dem jüngeren Bruder des im Zusammenhang mit dem Ersten Vatikanum mit seiner Kirche zerfallenen Philosophen und ehemaligen Priesters Franz Brentano) in den „Münchener Neuesten Nachrichten“ initiierte Pressekampagne auslöste, war es wiederum der inzwischen 84jährige Mommsen, der, von Lujo Brentano gedrängt, an vorderster Front mit kulturkämpferischem Impetus, um der Freiheit – der „Voraussetzungslosigkeit“ – von Wissenschaft und Forschung willen, öffentlich dagegen protestierte, unbeeindruckt von Harnacks sehr viel differenzierterem Urteil in der Sache, mit dem dieser Mommsens antikatholische Agressivität vergeblich zu dämpfen suchte (S. 428–432).

Schließlich berichtet der Vf. über ein ebenfalls von Mommsen und Harnack 1901 initiiertes zweites Großunternehmen der Preußischen Akademie der Wissen-

schen Jugend gewidmet, in: Nowak, Adolf von Harnack als Zeitgenosse (wie Anm. 11) II 1518–1521.

²³ Ignaz von Döllinger, Die Juden in Europa, in: Ders., Akademische Vorträge I, München 21890, 209–241.

²⁴ Adolf Harnack, Der Evangelisch-soziale Kongreß zu Berlin (1890), in: Nowak, Adolf von Harnack als Zeitgenosse (wie Anm. 11) II 1271–1285, hier 1282 f.

²⁵ Christoph Weber, Der „Fall Spahn“ (1901). Ein Beitrag zur Wissenschafts- und Kulturdiskussion im ausgehenden 19. Jahrhundert, Rom 1980. – Erwin Gatz, Die Vorverhandlungen zur Gründung der katholisch-theologischen Fakultät an der Universität Straßburg (1898–1902), in: Römische Quartalschrift 77 (1982) 86–129.

schaften: nämlich über den (oben bereits erwähnten) Plan einer Weiterführung der *Prosopographia Imperii Romani saec[ul]i. I.II.III.* (Consilio et auctoritate Academiae Scientiarum Regiae Borussiae. Ed. Elimarus Klebs, 3 Bände, Berlin 1897–1898), eines grundlegenden Hilfsmittels zur personengeschichtlichen Erforschung der römischen Kaiserzeit, in die Spätantike herein, bis auf Justinian (S. 247–326). Diese in engem Verbund mit der Kirchenväterkommission stehende *Prosopographia Imperii Romani saec[ul]i. IV.V.VI.* mit Materialschwerpunkt „in der kirchlichen Litteratur“ und als „Vorarbeit für die Herausgabe der Kirchenväterschriften saec. IV.ff.“, auf einen Forschungszeitraum von acht Jahren konzipiert (S. 280), war ein sehr anspruchsvolles, auch in methodischer Hinsicht sehr schwieriges Projekt. Mommsen nahm die profanhistorische Abteilung in die Hand, Adolf Jülicher die kirchengeschichtliche Abteilung und die Gesamtreaktion des Werkes. Harnack gelang es, 47 Kirchenhistoriker für eine unentgeltliche Mitarbeit (Exzerpierung der Migne-Bände) zu gewinnen (S. 274–276) und die Finanzierung des Projekt zu sichern (S. 285 f.). Schließlich erklärten sich auf Anfrage Harnacks, der bei diesem Projekt ebenfalls eine konfessionelle Öffnung anstrebte, auch die katholischen Kirchenhistoriker Albert Ehrhard (damals in Straßburg) und Georg Pfeilschifter (damals – 1903–1917 – in Freiburg i.Br.) zur Mitarbeit (Exzerpierung der „Acta Sanctorum“ und der hagiographischen Literatur) bereit. Doch schritten die Arbeiten insbesondere wegen der mangelnden Kooperation Otto Seecks, der nach Mommsens Tod dessen Aufgabe übernommen hatte, aber seinen eigenen publizistischen Interessen Vorrang gab, mit Jülicher nur mühsam voran. Nach Seecks Tod (1921) übernahm die Kommission zwar aus seinem Nachlaß eine zwei Schränke füllende Zettelsammlung; aber diese war so beschaffen, daß man sich gezwungen sah, die Arbeiten am profanen Teil der Prosopographie, in die bereits erhebliche Mittel investiert worden waren, überhaupt einzustellen. Zudem vernichtete die Nachkriegsinflation das angesparte Vermögen der Kommission; auch die Fortsetzung der inzwischen auf 32 Bände angewachsenen Kirchenväterausgabe war gefährdet. Und dann mußte Jülicher 1923 infolge eines Augenleidens, das zu seiner Erblindung führte, seine Arbeiten einstellen. 1929 überließ er seine Materialiensammlung ebenfalls der Berliner Akademie. Weitere Versuche, nach Harnacks Tod das Projekt wiederaufzunehmen, blieben in den Anfängen stecken. Im Zweiten Weltkrieg konnten mit den Beständen der Kirchenväterkommission Seecks und Jülichers Materialsammlungen durch Auslagerung wenigstens zum Teil gerettet werden (S. 323 f.). 1965 stellte die Ostberliner Akademie dieses Material für das englische Unternehmen der *Prosopography of the Later Roman Empire* leihweise zur Verfügung. Von England wanderte das Material offenbar vertragswidrig zur Arbeitsgruppe der *Prosopographie chrétienne* in Paris, bis endlich nach langjährigem Nachspüren und Korrespondieren die Zettelkästen Anfang der neunziger Jahre wieder in Berlin landeten, wo sie nunmehr in den Räumen der Arbeitsstelle „Griechische christliche Schriftsteller“ der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften verwahrt werden.

Stefan Rebenich hat mit dieser in sorgfältiger Quellenauswertung erarbeiteten Untersuchung und der ausführlich kommentierten Briefedition im Anhang eine in jeder Hinsicht meisterhafte wissenschaftsgeschichtliche Darstellung vorgelegt, die, faszinierend geschrieben, ein höchst anschauliches und eindrucksvolles Bild vom Berliner Wissenschafts- und Kulturleben an der letzten Jahrhundertwende vermittelt: von seinen beiden herausragenden Repräsentanten und „Bewegern“, vom damaligen fruchtbaren Zusammenspiel von Geisteswissenschaft und Politik, von den

Leistungsmöglichkeiten eines straff organisierten und mit überlegener Autorität geleiteten wissenschaftlichen Forschungsgrößbetriebs (was dennoch Fehlkalkulationen und -investitionen nicht ausschloß), aber auch vom Kampf um Stellen für wissenschaftliche Mitarbeiter und von den Schwierigkeiten ihrer Finanzierung, von der universitätsinternen Personalpolitik, von Methodenstreit und professoraler Rivalität – und vom zeitweilig starken Aufwallen einer über die Jahrhundertwende fortdauernden latenten Berliner Kulturkampfstimmung, der allerdings Harnack, wie vom Autor vielfältig belegt, auf jede ihm mögliche Weise entgegenwirkte.

3. Harnack und Martin Rade

Die von Kurt Nowak neu herausgegebenen „Reden und Aufsätze“ Harnacks und Stefan Rebenichs Untersuchung finden eine wertvolle – man könnte sagen – „subjektive“ Ergänzung in dem von *Johanna Jantsch* herausgegebenen und kommentierten *Briefwechsel zwischen Adolf von Harnack und Martin Rade*²⁶ – „subjektiv“ deshalb, weil hier eine über fünfzig Jahre währende (fast vollständig erhaltene), von gegenseitiger hoher Wertschätzung getragene private Korrespondenz zweier Theologen zugänglich gemacht wird, deren gemeinsames Bestreben es war, eine zeitgemäße, aktuelle Probleme aufgreifende Theologie in die Öffentlichkeit zu bringen und so in breiteren (protestantischen) Bildungskreisen (wieder) Interesse an theologischen Fragen zu wecken. Die Edition umfaßt 677 Briefe, beginnend im Jahr 1879 und endend mit Rades Beileidsschreiben zum Tod Harnacks an dessen Witwe vom 11. Juni 1930. Die einzelnen Stücke sind minuziös kommentiert, nicht zuletzt auch durch die zahlreich beigegebenen, zum Teil bislang unbekanntenen Quellendokumente in den Anmerkungen, die dem Leser eine umfassende Information über die in der Korrespondenz jeweils angesprochenen Fragen, Probleme, differierenden Positionen und „Streitpunkte“ ermöglichen. Über die wichtigsten Themenkreise, die Harnack und Rade in ihrer Korrespondenz bewegten und verhandelten, informiert vorweg die Einleitung der Herausgeberin (S. 5–129). Ihr gebührt für diese großartige Editionsleistung hohe Anerkennung.

Martin Rade (1857–1940), ein Pfarrerssohn aus der Oberlausitz, gehörte (seit 1877) zusammen mit Friedrich Loofs, Paul Drews, Wilhelm Bornemann, William Wrede und einigen anderen zum frühesten Schülerkreis Harnacks in dessen Leipziger Privatdozentenzeit und wurde durch ihn sowohl mit der Theologie Albrecht Ritschls bekannt als auch auf „das große Gebiet der alten Kirchengeschichte, eng verbunden mit der Reformationsgeschichte“ geführt, das „wie ein gewaltiger Ozean“ vor ihnen gelegen habe, „sonnenbeglänzt ...“, und wir wußten, welches Schiff wir zu besteigen und welchen Kurs wir zu nehmen hatten. Die Sonne, welche dieses Meer beglänzte, war die evangelische Botschaft – „jüngst“ durch Ritschl „wieder ... kraftvoll ans Licht gestellt ...“; das Schiff war die strenge geschichtliche Wissenschaft, der wir uns bedingungslos anvertrauten; der Kurs ging aus dem Verworrenen zum Einfachen, aus dem Mystischen zum Logos“ – so Harnack rückblick-

²⁶ Der Briefwechsel zwischen Adolf von Harnack und Martin Rade. Theologie auf dem öffentlichen Markt. Herausgegeben und kommentiert von Johanna Jantsch, Berlin-New York (Walter de Gruyter) 1996, 6 und 923 S., 2 Porträts, Ln. geb. ISBN 3-11-015190-1.

kend 1927 in einem Brief an Rade (Nr. 653). Doch hinderten Rade vor allem finanzielle Gründe, dem nur wenig älteren begeisternden Lehrer nach Gießen (1879) und Marburg (1886) zu folgen, entsprechend seinem Rat zu promovieren und die akademische Laufbahn einzuschlagen. Er übernahm nach Abschluß seines Studiums (1880) in Leipzig eine Hauslehrerstelle und wandte sich dann zunächst der praktischen Seelsorge zu, als Pfarrer von Schönbach in der Oberlausitz (1882) und in Frankfurt am Main (1892–1899). Gleichwohl blieb er, der „neben der Freude an den Ursprüngen des Christentums“, wie sie ihm durch Harnack (streng methodisch) erschlossen worden waren, durch Ritschl „das Evangelium von der ‚Kirche als Kirche‘“ entdeckt und ein „neue[s] Verständnis Luthers und des Luthertums“ gewonnen hatte (S. 16), nicht nur den Bewegungen auf dem Gebiet der wissenschaftlichen Theologie zugewandt, sondern zugleich bemüht, seine Einsichten auch für die Gemeindegarbeit fruchtbar zu machen. Ritschl – so Rade – „Lehrte uns die Religion als Willenssache begreifen. Religion, christliche Religion, ist nicht Mystik, Phantastik, Spekulation, ist nicht allerlei Konzession an Welt und Wissenschaft, sondern ein starkes sittliches Leben unter dem Auge Gottes, das zu führen Gott durch Christus uns in den Stand gesetzt hat“ (S. 15). Es war eine ethische Auffassung des Christentums, für die in der Versöhnungstat Gottes durch Christus gründender Glaube und daraus resultierendes sittliches Handeln und soziales Engagement einander bedingten. Und Harnack, mit dem Rade seit dessen Wechsel nach Gießen in regem brieflichem Gedankenaustausch stand, der ihn in seinem Studium mit diskretem Rat begleitet hatte, ihm seinerseits Einblicke in seine Lehrtätigkeit, seine Forschungsarbeiten, zuweilen auch in seine privaten Verhältnisse gewährte, bestärkte ihn in dieser Auffassung und zog ihn zugleich, um sein wissenschaftliches Interesse wachzuhalten, auch als Rezensenten für die „Theologische Literaturzeitung“ heran.

Bereits während ihrer Leipziger Studienzeit hatten Rade und seine gleichgesinnten Freunde die Gründung einer Zeitschrift erwogen, mit der sie die Gebildeten in den evangelischen Kirchen ansprechen und alle Fragen von kirchlicher, religiöser, moralischer Relevanz „von einem gut evangelischen, Lutherschen Standpunkt aus“ behandeln wollten, überzeugt davon, daß christlicher Glaube und moderne Kultur keine Gegensätze seien, sondern einander zum Nutzen der „Weiterentwicklung der Menschheit“ befruchten müßten (S. 22). Nun, da sie inzwischen allesamt beruflich Fuß gefaßt hatten, schritten sie zur Tat und riefen, von Harnack (und Albrecht Ritschl) mit Ratschlägen und kritischen Anmerkungen unterstützt, die Wochenschrift „Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die gebildeten Glieder der evangelischen Kirchen“ ins Leben. Im Grunde griffen sie damit das Ideal einer Versöhnung von Christentum und Kultur, von Glauben und Wissen, wie es Friedrich Schleiermacher, aber auch auf gewiß je ihre Weise Vertreter einer Katholischen Aufklärung angestrebt hatten, wieder auf. Das Blatt sollte „grundsätzlich eine positive Haltung“ einnehmen und im Sinne des Evangeliums, „wie es Dr. Martin Luther unserm deutschen Volke bekannt und lieb gemacht hat“, durch das rechte „Verständnis der Lutherschen Reformation“, den „Gebildeten in den evangelischen Kirchen deutscher Zunge“ helfen, „zu einem fröhlichen, lebendigen Christentum durchzudringen ... Freilich wir schreiben Lutherisch groß und betonen es auf der ersten Silbe. Und wir bleiben, Mitarbeiter wie Leser werbend, nicht stehen an den Grenzpfählen der lutherischen Landeskirchen Deutschlands“ (S. 23 f.). Man wollte bewußt weder einer theologischen noch einer kirchlichen Partei dienen, sondern sich gerade von

solcherart ausgerichteten Blättern abheben, und im übrigen „positiv“ nicht so verstanden wissen, daß damit eine kritische Überprüfung von Traditionen im Licht kirchengeschichtlicher Forschungen ausgeschlossen wäre (S. 23).

Die erste – programmatische – Probenummer erschien am 21. November 1886. Harnack äußerte sich über den Inhalt „*sehr befriedigt*“, erlaubte sich indes „den Rath, daß der Ton der Zeitschrift nicht *onkelhaft* wird. Wir Jungen haben Alle dazu die Gefahr, wenn wir nicht salbungsvoll u[nd] nicht trocken sein wollen“ (Nr. 46). Das Blatt, das eine große thematische Bandbreite mit durchgehend theologischem Schwerpunkt aufwies und auch zeitgenössische deutsche und fremdsprachige Literatur vorstellte, fand rasch positive Aufnahme und sammelte binnen weniger Jahre 4400–5000 Abonnenten, die sich allerdings entgegen der ursprünglichen Zielrichtung des Blattes, nämlich gebildete evangelische „Laien“ anzusprechen, in der Hauptsache aus Theologenkreisen rekrutierten. Zu Beginn des Jahrgangs 1888 erhielt sie den Obertitel, unter dem sie berühmt wurde: „Die christliche Welt“ (seit 1900 „christlich“ groß geschrieben). Und Rade, der die Herausgeberschaft übernahm, zunächst neben dem Pfarramt, seit 1899 hauptberuflich (mit Wohnsitz in Marburg) und die Zeitschrift zu seinem Lebenswerk machte, auch selber eine Fülle von Beiträgen lieferte, gestaltete sie zu einem Forum offener Diskussion, in dem alle wichtigen theologischen und kirchlichen Entwicklungen behandelt wurden sowie jederzeit theologische Neuansätze dargelegt werden und sich der Kritik stellen konnten. Rade ging hier durchaus eigene Wege. Er öffnete sein Blatt beispielsweise auch der Religionsgeschichtlichen Schule, die nach Harnacks Urteil „von eigentlicher Kirchengeschichte u[nd] Systematik nicht viel wissen will u[nd] auch nicht viel weiß“ und „einen gewissen Schuldanteil“ am merkwürdigen Abflauen des Interesses an „*eigentlich*-theologischen Fragen“ bereits vor dem Ersten Weltkrieg trug (Nr. 556), und ließ nach dem Ersten Weltkrieg Vertreter der Dialektischen Theologie, zu der Harnack überhaupt keinen Zugang fand, zu Wort kommen. Andererseits war Harnack für Rade stets der theologische „spiritus rector“. Harnacks „Lehrbuch der Dogmengeschichte“, an dem sich die Geister schieden, empfand er für sich persönlich in vielem „geradezu als Befreiung; besser: als eine Bestätig[un]g einer Befreiung, die ich schon seit lange Ihnen verdanke“; weit davon entfernt, in seinen gemeindlichen Amtsverpflichtungen irritiert zu werden, habe er durch die Lektüre dieses Werkes „vielmehr eine Befestigung in u[nd] eine wachsende Freude an meinen christlich kirchlichen Ueberzeugungen erfahren ..., je mehr ich in das Innere Ihrer Beweisführ[un]g u[nd] Beurteil[un]g eindrang“. Allerdings verhehlte er dem Meister nicht seine Meinung: nämlich daß viele „praktische Geistliche“ von ihrer theologischen Ausbildung her auf dieses Werk nicht vorbereitet seien und Harnack, wenn er „eingermaßen auf Schonung der Schwachen bedacht gewesen“ wäre, „ohne der Wahrheit etwas zu vergeben“, seine „Ansicht minder apodiktisch“ hätte „hinstellen können“. „Dem Pfarrer, dem Sie meilenweit voraus sind, vergeht da gleich auf den ersten Seiten der Athem: wo bleibt da das ‚Sakrament‘? ... Wo bleibt der Lutherische Kirchenbegriff? (sichtb[ar] an Wort u[nd] Sakr[ament]) usw. Kurz, Widerspruch ist so begreiflich von allen, die am liebsten ungestört auf der Bärenhaut der Tradition liegen“ (Nr. 38). Er selber freilich, so versicherte er, werde „doch einer“ von Harnacks „Getreusten bleiben und, wills Gott, trotz aller andern Gesichtspunkte, die das Amt einem giebt, mit Ihnen Hand in Hand gehen“ (Nr. 39). Und später, als Harnack mit ihm das freundschaftliche „Du“ getauscht hatte (1892), schrieb er ihm: „... ich habe in Leipzig die direktteste *religiöse* Förderung durch Dich

erfahren, u[nd] das ists doch, was mich am festesten an Dich bindet“ (Nr. 112). Andererseits hinderte Rade (wie eben schon angedeutet) das vertrauensvolle Verhältnis nicht, Harnack gegenüber gelegentlich auch – zum Teil scharfe – kritische Töne anzuschlagen, sei es in Bezug auf einzelne öffentliche Äußerungen oder Reaktionen Harnacks, die ihm unangemessen oder gar schädlich schienen (vgl. Nr. 113), sei es, daß er ihm (wiederholt) verärgert Säumigkeit in der Mitarbeit an der „Christlichen Welt“ und erlahmendes Interesse vorwarf, weil er entweder längere Zeit keine Beiträge lieferte oder passende Beiträge in anderen Organen publizierte, und heftige Klage über die „Aussicht“ führte, „d[a]ß mich die Freunde, auf deren Mitarb[e]it das Ansehn unsers Blattes beruht, mich [!] je länger je mehr im Stiche lassen werden“: „Von Anfang an ist auf das Blatt abonniert worden mit in der Vor[au]ssetz[un]g, d[a]ß Du Dich drin hören läßt. Niemand will von lauter edler Mittelmäßigkeit leben. Und ich will ein solches Blatt auch nicht auf die Dauer herausgeben. ... Wenn ich der Chr[istlichen] W[elt] das nicht mehr leiste, d[a]ß unsre Besten sich eine Freude u[nd] Ehre daraus machen mir ihre M[anu-]S[kripte] anzuvertrauen, bin ich so entbehrlich, wie nur je einer auf seinem Posten gewesen ist“ (vgl. Nr. 78, 175, 177).

Wie aber Harnack Rade nie zu etwas drängte, ihm nie seine eigene Meinung oder Überzeugung aufdrängte, ihn auch später, als Rade – 1892 Ehrendoktor der Gießener Theologischen Fakultät (Nr. 83), 1899 in Marburg habilitiert (Nr. 244) – neben seiner Redaktionsarbeit an der Marburger Theologischen Fakultät eine außerordentliche Professur versah (seit 1904 [Nr. 374]), nie für irgendwelche persönlichen Zielsetzungen beanspruchte, so hatte er die (gewiß seltene) Charaktergröße, Rades Kritik, Mahnungen, Vorhaltungen, Klagen stets offen und sachlich, ruhig, verständig, „sanftmüthig“ – wie er einmal formulierte (Nr. 176) – anzunehmen und keinen Schatten auf ihre Freundschaft fallen zu lassen. Ihrer beider Beziehung blieb lebenslang ungetrübt.

Doch erfährt man bei solchen Gelegenheiten einiges über das von Harnack schon im ersten Jahrzehnt seiner Berliner Zeit zu bewältigende Arbeits- und Pflichtenpensum, über seine Arbeitsweise und sein Pflichtenethos. Um Rade klarzumachen, daß er als Beiträger für die „Christliche Welt“, der er sich natürlich „stetig“ verpflichtet fühle, gleichwohl nur sehr beschränkt verfügbar sein könne, rechnete er ihm 1895 folgendes vor: Neben seinen akademischen Verpflichtungen in Universität und Akademie (Kirchenväterkommission), die ihm „steigend mehr Zeit wegnehmen als damals, wo ich Dir Zusagen machte“, habe er sich um seine Familie mit sechs Kindern zu kümmern (eine Tochter starb siebenjährig 1890 [Nr. 80], ein Sohn erblindete und war geistig behindert [Nr. 192, 200]), solle er seine „Geschichte der altchristlichen Litteratur“²⁷ fortsetzen, müsse er eine Korrespondenz von „mindestens 60 Briefe[n] die Woche“ erledigen, sei er neben der „Christlichen Welt“ auch der „Theologischen Literaturzeitung“ und den „Preußischen Jahrbüchern“ verpflichtet. „Dazu kommen zahllose Konferenzen aller Art – Ev[angelisch-]socialer Kongreß“, unsere Angelegenheit, Konferenzen im Ministerium, selbst Katholiken-

²⁷ Adolf Harnack, Geschichte der altchristlichen Litteratur bis Eusebius I-II/1, Leipzig 1893–1897. – Von dem 1897 erschienenen 2. Teil/Band 1 „Die Chronologie der altchristlichen Litteratur bis Irenäus nebst einleitenden Untersuchungen“ mußte Harnack „für 400 Mark [Dedikations-]Exemplare ... zukaufen ...“, um nur den notwendigsten Anforderungen zu genügen“ (Nr. 200).

frage usw. Wie soll ich das alles leisten und dabei Concentration zu eigener Arbeit u[nd] zu gehaltvollen Vorlesungen finden! ... Manche meiner Freunde glauben, ich producire leicht. Das ist nur der Fall, wenn ich über die alte K[irchen-]Geschichte schreibe. Sobald ich actuelle Themata oder auch nur allgemeinere vor mir habe, brauche ich viel Zeit – schon weil ich mir im Ausdruck nicht leicht genüge – und völlig gesammelte Muße. An dem letzten Vortrage [„Das Christentum und die Geschichte“, Leipzig 1895²⁸] habe ich 5 Tage mit Abweisung jeder anderen Arbeit *geschrieben*. Unter einem Tage gesammelter Arbeit bringe ich überhaupt nicht den kleinsten Aufsatz fertig.“ Rade schreibe ihm, er wolle „Thaten“ sehen. Darauf könne er nur antworten, er sei gegenüber der „Christlichen Welt“, die er ja doch wiederholt beliefert habe²⁹, keineswegs pflichtvergessen. Dennoch habe er „zwingenderen Pflichten zu folgen. Würde ich diese Pflichten vernachlässigen, so würde ganz gewiß schließlich auch die ‚Christl[iche] Welt‘ unter dieser Vernachlässigung zu leiden haben; denn daß wir persönlich unseren Mann stehen und daß wir wissenschaftlich etwas leisten, ist die Bedingung für allen Erfolg unserer Sache u[nd] unsrer Gemeinschaft“ (Nr. 176).

Als es ein Jahr später darum ging, einen in Eisenach vor den „Freunden der Christlichen Welt“ gehaltenen und Rade zur Veröffentlichung zugesagten Vortrag „Zur gegenwärtigen Lage des Protestantismus“³⁰, der im „Reichsboten“ (vom 10. Oktober 1886) sofort scharf angegriffen wurde (im Wortlaut zitiert S. 367 f.), für den Druck niederzuschreiben, klagte Harnack seinerseits über „die Grenzen“ seiner diesbezüglichen „Fähigkeit“: „... Du magst mir glauben oder nicht. Ich kann dicke Bücher und Aufsätze schreiben, und ich kann vor einem gegebenen Auditorium frei und eindringlich sprechen. Aber ich kann keine *druckfähigen* ‚Vorträge‘ halten; ich habe das nie gekonnt. Die paar Male, die ich es versucht habe, sind mir immer mißglückt. ... Ich kann nur sprechen, wie man als Redner sprechen soll, wenn ich weder daran denke, daß das gedruckt wird, was ich sage, noch ein ausgeführtes Manuscript mich bindet, sondern wenn ich frei meinen Zuhörern gegenüber stehe und sich Form, Maß und Kraft der Mittheilung aus dem Contact mit ihnen ergibt. Das dann nachträglich aufzuschreiben, ist mir unmöglich; ich kann das in einer Weihestunde geborene Kind nicht noch einmal am Schreibtisch in die Welt setzen. Ich weiß, daß Andere es können – mir ist’s unmöglich.“ Rade ahne nicht, „welche

²⁸ Nowak, Adolf von Harnack als Zeitgenosse (wie Anm. 11) I 880–899.

²⁹ So bis 1899 mit den Beiträgen: „Lese Früchte aus Augustin“ (1, 1887, 24 f., 67 f., 116 f.; 2, 1888, 58); „Adam und Christus in der Legende“ (2, 1888, 256); „Zum Andenken August Neanders“ 83, 1889, 239–242, 258–260); „Lese Früchte aus Ambrosius“ (4, 1890, 762–764); „Was wir von der römischen Kirche lernen und nicht lernen sollen“ (5, 1891, 401–408); „In Sachen des Apostolikums. Antwort im Kolleg“ (6, 1892, 768–770), „Heilige Kirche“ (6, 1892, 911–914); „Über Wissenschaft und Religion. Angeeignetes und Erlebtes“ (9, 1895, 15–17, 62–64); „Ein Stücklein sozialdemokratischer Geschichtsschreibung“ (9, 1895, 596 f.); „Zur gegenwärtigen Lage des Protestantismus. Ein Vortrag“ (10, 1896, 1034–1046); „Melanchthons Größe“ (11, 1897, 122 f.); „Ritschl und seine Schule“ (11, 1897, 869–873, 891–897); „Die Bedeutung der Reformation innerhalb der allgemeinen Religionsgeschichte“ (13, 1899, 7–9, 13–29, 50–52, 75–77, 99–101, 123–125); „Noch einmal Ernst Häckel“ (13, 1899, 1157 f.); „Als die Zeit erfüllet war“ (3, 1899, 1201–1204).

³⁰ Der Vortrag erschien dann in: Die Christliche Welt 10 (1896) 1034–1046; wieder abgedruckt in: Nowak, Adolf von Harnack als Zeitgenosse (wie Anm. 11) I 223–251.

wirklichen Seelenqualen“ ihm schon seine „moralischen Verpflichtungen“ gegenüber der „Christlichen Welt“ bereitet hätten; „wie die Anderen“ halte Rade ihn „wahrscheinlich ... für einen leicht schreibenden Schriftsteller und sei „mit Recht betrübt u[nd] betroffen“, daß er ihm nichts biete. „Es ist nicht die Zeit, die mir fehlt; wenn es mit ein paar Stunden, ja auch Tagen geschehen wäre, hättest Du Aufsätze von mir in Fülle. Es ist einfach Trieb und Kraft zu solcher höchst wichtigen Schriftstellerei, die mir mangelt. Jedes wissenschaftliche Problem schriftlich zu erörtern, zu beurtheilen und da[r]zustellen, wenn es in meinen Interessenkreis schlägt, ist mir eine Sache, die sich von selbst macht; aber vor einem gebildeten Publicum mich auszusprechen, macht mir unendlich Mühe und – die Hauptsache – es fehlt mir der innere Antrieb, die zwingende Begeisterung, die allein zu schreiben u[nd] gut zu schreiben erlaubt. ich will diese Menschen gerne durchs gesprochene Wort belehren und erfreuen oder doch nachdenklich machen – das ist mir eine Freude, ja fast die Lust meines Daseins –, aber sobald ich sie nicht *sehe*, sondern an meinem Schreibtisch sitze, ist alle Lust u[nd] aller Antrieb fort; ich kann mich nicht für sie zwingen. Meine Frau ... ist mein Zeuge, wie oft, wie oft ich die Feder für die Christl[iche] Welt angesetzt habe, Vormittage mich gequält habe, u[nd] endlich das Papier zerriß, weil nichts Rechtes daraus wurde“ (Nr. 190).

Harnack war eben von Anfang an für die „Christliche Welt“ und ihre Richtung der „maßgebende“ Theologe. Ihre eigentliche Richtung als „Organ des sogenannten freien Protestantismus“ (S. 22) aber gewann oder nahm die Zeitschrift seit dem durch den Fall des württembergischen Pfarrers Christoph Schrempf 1892 ausgelösten oder erneut entfachten Apostolikumstreit³¹ – letztlich Folge des bei führenden protestantischen Theologen sich durchsetzenden historischen Denkens und der damit verbundenen Verbreitung der historisch-kritischen Methode, mit der man auch die einzelnen Sätze des Symbolums und ihre Überlieferung in der Alten Kirche untersuchte. Schrempf hatte bei einer Taufe den Gebrauch des Apostolischen Glaubensbekenntnisses, weil seiner Überzeugung nach in einzelnen Aussagen mit den modernen wissenschaftlichen Erkenntnissen nicht mehr vereinbar, unterlassen und war deshalb von seiner Kirchenbehörde abgesetzt worden. Es konnte nicht ausbleiben, daß Harnack, bekanntermaßen der bedeutendste Vorkämpfer der historisch-kritischen Methode in der Theologie, in diesen Streitfall hineingezogen wurde. Von einer Studentenabordnung um seine Stellungnahme zum „Fall Schrempf“ und um seinen Rat gebeten, ob man von studentischer Seite eine Petition um Entfernung des Apostolikums aus der Verpflichtungsformel der Geistlichen und aus dem gottesdienstlichen Gebrauch an den Evangelischen Oberkirchenrat richten könne, gab er in seinem Kolleg darüber eine Erklärung ab. In ihr vertrat er die Ansicht, „daß es der evangelischen Kirche ziemen würde, an die Stelle des Apostolikums oder neben dasselbe“ ein das reformatorische und seither gewonnene wissenschaftliche Verständnis des Evangeliums „deutlicher und sicherer“ ausdrückendes „kurzes Bekenntnis zu setzen“; doch hielt er dafür, daß „die Parole ‚Abschaffung des Apostolikums‘ überhaupt eine falsche“ sei und die evangelischen Kirchen, solange sie nicht „die Kraft zu einer neuen reformatorischen Tat“ erhielten, an das alte

³¹ Siehe dazu im Überblick: Apostolisches Glaubensbekenntnis, in: TRE 3 (1978) 528–571, bes. 560–564. – Zur Überlieferung siehe: Reinhart Staats, Das Glaubensbekenntnis von Nizäa-Konstantinopel. Historische und theologische Grundlagen, Darmstadt ²1999.

Symbol gewiesen seien, wegen seiner „hohen religiösen Werte“, seines „ehrwürdigen Alter[s]“ und der Rücksichtnahme auf jene evangelischen Christen, „die ihren Glauben voll und ohne Anstoß im Apostolikum ausgedrückt finden“³². Es war eine im ganzen ausgewogene und auf dem Hintergrund der damaligen kontroversen Diskussionen in den evangelischen Kirchen bemerkenswert zurückhaltende Erklärung, die letztlich auf den Gewissensentscheid des einzelnen und auf den „geschichtlichen Sinn“ des „gereiften und gebildeten Theologen“ abstellte – nämlich zwischen der Historizität eines Bekenntnissatzes (Jungfrauengeburt) und der Glaubensaussage, die dieser umschreibt, zu unterscheiden.

„Gewissensbisse“ wegen der wiederholten Mahnungen zur Mitarbeit an der „Christlichen Welt“ veranlaßten Harnack dann, das Manuskript Rade anzubieten (Nr. 86). Doch kaum war die Erklärung in der „Christlichen Welt“ erschienen³³, entflamte darüber im Augenblick eine erbitterte öffentliche Kontroverse. Der preußische Kultusminister zitierte Harnack zu einem Gespräch und forderte von ihm, um dem Kaiser authentisch berichten zu können, eine Darlegung des ganzen Vorgangs und weshalb er sich zur Veröffentlichung seiner Stellungnahme genötigt gesehen habe (Nr. 94–96), Wilhelm II. persönlich legte bei der Reformationsfeier in Wittenberg (31. Oktober 1892) ein öffentliches „Bekenntnis“ zu dem „durch die Reformation wiedergewonnenen reinen Christenglauben“ ab, und der Evangelische Oberkirchenrat Preußens richtete (am 25. November 1892) an die General-superintendenten einen geschärften Zirkularerlaß bezüglich der Gewissensprüfung der Ordinanden (siehe Nr. 86–126 und die Auszüge in den Anmerkungen). Aus dem begrenzten „Fall Schrempf“ war der große, alsbald im ganzen Deutschen Reich – über Konfessionsgrenzen hinweg – diskutierte „Fall Harnack“ geworden; schließlich wurde an der Berliner Universität als Gegengewicht zu Harnack eine mit einem konservativen Theologen zu besetzende „Strafprofessur“ eingerichtet (S. 243).

Der an Harnacks Erklärung sich entzündende Apostolikumstreit (der mitsamt seinen Weiterungen hier nicht darzulegen ist) führte auf Initiative Rades und im Einvernehmen mit Harnack – „Wir haben die Pflicht, für die einzutreten, die bei uns gelernt haben – wie: das muß eben besprochen werden“ (Nr. 89) – zur Bildung eines Kreises der „Freunde der Christlichen Welt“, zu dem u.a. Johannes Weiß, Ernst Troeltsch, William Wrede, Adolf Jülicher, Wilhelm Hermann, Julius Kaftan, Friedrich Loofs und Wilhelm Bousset, Hermann von Soden gehörten (oder stießen). Dieser Kreis versammelte sich erstmals Anfang Oktober 1892 in Eisenach und verband sich, um Harnack geschart, zum Kampf gegen die konservativen („positiven“) kirchlichen Kräfte. Man verabschiedete eine Erklärung, die in der „Christlichen Welt“ veröffentlicht wurde (6, 1892, 949f.); und das Blatt schwenkte nunmehr als das eigentliche Organ der „Freunde“, die sich fortan regelmäßig alle Jahre trafen, auf einen eindeutig „liberalen“ Kurs ein, begleitet von der ebenfalls 1892 ins Leben gerufenen Broschürenreihe „Hefte zur Christlichen Welt“, mit der man eine Art Plattform zur Artikulierung und Verteidigung „liberaler“ theologischer Positionen schuf. Rade selbst eröffnete die Reihe mit einer Schrift zum Thema „Der rechte christliche Glaube. Ein Wort zum jüngsten Apostolikumstreit“ (Leipzig

³² Adolf Harnack, In Sachen des Apostolikums, in: Nowak, Adolf von Harnack als Zeitgenosse (wie Anm. 11) I 501–506.

³³ Christliche Welt 6 (1892) 768–770.

1892), der 1892 noch drei, 1894 neun weitere „Hefte“ zum gleichen Thema folgten (die Reihe erschien bis 1907).

Freilich, ganz ungetrübt scheint das Eisenacher Treffen nicht verlaufen zu sein. Denn zum einen hatte Harnack entgegen seiner Abmachung mit Rade, nämlich der Versammlung Thesen „über unser gemeinsames Verhalten u[nd] unsre ganze Stellung“ vorzutragen, diese mit seiner zum selben Zeitpunkt im Druck erschienenen ausführlichen Verteidigungsschrift „Das apostolische Glaubensbekenntnis. Ein geschichtlicher Bericht nebst einer Einleitung und einem Nachwort“ (Berlin 1892)³⁴ überrascht, „wie wenn die Sache damals noch Dein gewesen wäre: das war sie aber nicht mehr, sie war unsre gemeinsame geworden“ – so Rade vorwurfsvoll. Zudem enthielt die Broschüre, die noch im Jahr 1892 26 Auflagen erreichte, „einzelne Aeußerungen“, die nach Rades und anderer „Freunde“ Meinung der gemeinsamen Sache eher schaden. Obwohl Harnack mit dieser Broschüre den Kreis „vor *eine ganz neue Situation*“ gestellt habe, sei ihm daraus – so Rade weiter – kein Vorwurf erwachsen: „... Beweis ..., wie viel Vertrauen u[nd] Gemeingefühl wir alle Dir gegenüber hegen.“ Um so mehr aber sei Harnack „wohl verpflichtet, in dieser Deiner thatsächlich anerkannten Stellung als unser Führer ein durchschlagendes Wort *für uns alle* zu sagen, ein Wort, das vor aller Welt klar bezeugt, daß wir Dich richtig verstanden haben, als wir von Glaubens u[nd] Gewissens wegen Deine Sache zur unsern gemacht haben“. Zwar sei ihm, Rade, „*vereinzelt* der Zweifel begegnet, ob Du auch wirklich die religiöse Kraft u[nd] Gabe habest, die Dich zu unserm Führer macht, dem wir freudig vertrauen u[nd] nachfolgen dürfen. Unser eigentlicher Führer ist ja Gott sei Dank ganz ein anderer. Aber in diesem Streit bist Du wohl oder übel in die Führerrolle hineingeraten“ (Nr. 113).

Harnack hatte diese Rolle nicht gesucht: er war auf Grund seines wissenschaftlichen Ansehens in sie hineingewachsen, sie ist ihm „*zugefallen*“ (Nr. 255). „Du selbst wirst nicht schweigen dürfen“, drängte ihn Rade: „Deine Freunde kennen Dich u[nd] Dein Christentum ... Aber nun mußt Du mit Deinem Innersten an die Öffentlichkeit. Du hast uns in diesen Handel hineingeführt ...“ (Nr. 112). Und in einem weiteren Brief geradezu beschwörend: „Es geht faktisch nicht mehr an, d[a]ß Du Dich nur als Kirchenhistoriker fühlst u[nd] Dich auf Deine Bücher u[nd] Deine Studenten zurückziehst. *Du bist vor Welt u[nd] Kirche unser Führer geworden*, magst Du es wollen oder nicht. Darüber darfst Du Dich keinen Moment mehr täuschen. Und da glaube ich eben wirklich, d[a]ß Du bei nächster Gelegenheit ein Wort für alle die – u[nd] es sind viele hüben u[nd] drüben –, die Dich hören, sagen sollst, worin einmal Deine ganze innre religiöse Stellung zum Ausdruck käme“ (Nr. 114).

Ein Versuch Harnacks, diese Verpflichtung einzulösen, war schließlich seine im Dezember 1892 vorgelegte „Antwort auf die Streitschrift D. [Hermann] Cremers [des Greifswalder Systematikers]: ‚Zum Kampf um das Apostolikum‘“ (= Hefte zur Christlichen Welt 3, Leipzig 1892), in der es u. a. um die Frage ging, „wer und was Jesus ist“ und ob dies „auf dem Wege und mit den Mitteln historischer Forschung festgestellt werden“ könne³⁵.

³⁴ Wieder abgedruckt in: Nowak, Adolf von Harnack als Zeitgenosse (wie Anm. 11) I 500–544.

³⁵ Wieder abgedruckt in: Nowak, Adolf von Harnack als Zeitgenosse (wie Anm. 11) 545–578.

Beim zweiten Treffen der „Freunde“ in Eisenach Ende September 1893 stand u.a. die in Revision befindliche preußische Agenda und die Verwendung des umstrittenen Apostolikum in ihr zur Diskussion. Harnack scheint in den Verhandlungen vermittelnd gewirkt zu haben (siehe Nr. 134), wandte sich aber danach in einer wohl nur für den engeren Kreis der „Freunde“ bestimmten Denkschrift zumindest gegen eine kirchenamtliche Auferlegung des Apostolikum als „Lehrgesetz“; denn dies, „eine lehrgesetzliche Fesselung“, wie sie der Berliner Hofprediger Adolf Stoecker und dessen Freunde anstrebten, würde „genau das ... begründen, was dem Geist unserer Kirche zuwider ist und sie zu einer *katholischen* Dublette machen würde“. Er hielt die Agenden-Revision als „Ganzes ... für ein unerfreuliches, reactionäres Werk ..., das nur dazu beitragen wird, die Kluft zwischen dem Pastoren- und dem Laienchristenthum in unserer Kirche zu verschärfen. ... Es ist ein heißer Schmerz und es ist beschämend für uns alle, namentlich für uns Theologen, daß i[m] J[ahre] 1893 nach all' der theologischen Arbeit, die geleistet worden ist, nach all' dem Wandel, den unsere socialen und intellektuellen Zustände erlitten haben, nach all' der Einsicht, die man von den besonderen Aufgaben des Evangeliums für unsere Zeit gewonnen hat, eine solche ‚Revision‘ vorgelegt worden ist, an der man von dem freien Geist, mit dem sich die Väter des 2. Jahrhunderts, mit dem sich die Reformatoren im Evangelium heimisch gemacht haben, nichts verspürt, sondern nur den Geist des Glaubens an den Glauben.“ Zwar gebe es einsichtige Gegner der „Freunde“, „die nicht auf das Bekenntniß um des Bekenntnisses willen schwören“, aber doch „von ihrem Standpunkt mit Recht sehr ängstlich in Bezug auf dergleichen Zugeständnisse“ seien, „weil sie schließlich den kräftigsten Trost der christlichen Religion in dem Glauben sehen, daß einst wirklich der Himmel geöffnet worden ist, in sinnfälliger Wirklichkeit die Ordnungen des gemeinen Naturgesetzes durchbrochen worden sind, und das Göttliche nicht nur mit Herz und Gemüth an einer lebendigen Person, an einem unserer Brüder empfunden, sondern auch als herrliches Mirakel bestimmt werden konnte. Wir aber, gestehen wir es nur, theilen diesen Glauben nicht. Nicht nur weil wir vom Geist des Zeitalters afficirt sind, sondern weil wir uns an die Gesetze kritisch-historischer Forschung gebunden wissen, und weil wir von den Gütern ‚Sündenvergebung‘, ‚ewiges Leben‘ und von unserem Erlöser Jesus Christus einen sicheren und nothwendigen Weg zu jenen Annahmen nicht mehr finden.“ Es stelle sich deshalb die Frage, wie dieser Position „zu einem kräftigen Ausdruck“ zu verhelfen sei, „ohne doch wirklichen evangelischen Glauben unserer Brüder zu verletzen, und ohne den Eindruck zu erregen, daß wir die Stellung Christi in der Religion erschüttern oder zurückschieben wollen“ (in Auszügen erstmals publiziert S. 289–291).

Zweifellos ein für Harnacks theologische Position aufschlußreicher Text, doch zum Anstoß für eine öffentliche Denkschrift der „Freunde“ wurde er nicht; denn die wenigsten von ihnen – so jedenfalls Harnacks Urteil – sahen die Sache so an, „als gelte es mit seiner Person einzustehen und event[uell] bereit zu sein, das Opfer der eigenen Stellung zu bringen“. Harnack selbst nahm schließlich davon Abstand, „allein etwas zu schreiben“, weil er den Eindruck gewann, dadurch nur „die Gegner zu stärken“ (Nr. 135). Und auch Rade verzichtete offensichtlich darauf, sein geplantes „Letztes Wort zum Ap[ostolikum]streit“ niederzuschreiben (Nr. 138); das von ihm dafür ins Auge gefaßte „Heft“ erschien jedenfalls nicht. Harnack gehörte noch zu den über 800 Unterzeichnern einer Eingabe an den Oberkirchenrat (März 1894), nach der die Einführung der Agenda der Entscheidung der einzelnen Gemeinden überlassen und dem einzelnen die evangelische Freiheit bleiben sollte (S. 291).

Gleichwohl wurde das Apostolikum weder modifiziert noch ergänzt oder gar abgeschafft; es blieb fester Bestandteil des evangelischen Gemeindegottesdienstes. Harnack vermochte seine „liberal-theologische“ Vorstellungen nicht durchzusetzen. Möglicherweise hatte er, als man ihn in diesem Streit von allen Seiten attackierte, daran gedacht, in die Philosophische Fakultät überzuwechseln (Vgl. Nr. 144). Als die Agende angenommen war, nahm er in seiner Vorlesung nochmals dazu Stellung und bot das Manuskript wiederum Rade für die „Christliche Welt“ an. Die Situation der Kirche – schrieb er an Rade – schaffe ihm „einen innerlichen Druck, da ich nun einmal nicht professor historiae circa theologiam, sondern Prof[essor] theologiae circa historiam bin u[nd] mich nach meiner Anlage, Beruf u[nd] Pflicht auch nicht dafür eigne, mich ins wissenschaftliche Hinterstübchen zu setzen u[nd] mit dem [eben 1894] entschlafenen [Berliner Alttestamentler August] Dillmann zu sagen: ‚Was geht es mich an, was sie in der Kirche machen‘“ (Nr. 146). Doch offenbar wurde er von einem Hörer in der Öffentlichkeit denunziert, so daß er es für geraten hielt, über Althoff das Ministerium zu orientieren (Nr. 147) und (um nicht eine zweite Zitation zu riskieren) das Manuskript zurückzuziehen (Nr. 149); es wurde nicht veröffentlicht (in Auszügen erstmals publiziert S. 303 f.).

Allerdings verstummte nach der Annahme der Agende keineswegs auch die Diskussion um das Apostolikum, wie nach der Jahrhundertwende die spektakulären kirchlichen Strafverfahren gegen den Kölner Pfarrer Carl Jatho und den Dortmunder Pfarrer Gottfried Traub zeigten. Auch in diese „Fälle“ schalteten sich Harnack und Rade mit der „Christlichen Welt“ ein, wobei Harnack das Recht der Landeskirche, ihr Bekenntnis – freilich nicht als schriftlich fixierten Text, sondern als „lebendiges Zeugnis evangelischer Gesinnung“ – zu schützen, ausdrücklich verteidigte (S. 70 f.). Freilich war er im Fall Jathos, der kein junger Prediger mehr war, vielmehr dreißig Jahre im Dienst der Gemeinde gestanden hatte, der Meinung, daß die Kirche ihn nicht hätte „anklagen und nach der Anklage“ ihn hätte „ertragen sollen“; doch habe die Absetzung Jathos „mit der Verurteilung eines liberalen Protestantismus ... nichts zu tun; denn Jatho ist kein liberaler Protestant, sondern als Theologe ein im Zeitlichen festgebannter Monist“ (S. 73).

Schließlich enthalten die Briefe auch einige für sich sprechende Äußerungen Harnacks über sein Selbstverständnis als Theologe und über seine Stellung zur Kirche. Als Rade ihm 1899 aus Anlaß seiner fünfundzwanzigjährigen akademischen Lehrtätigkeit eine Ausgabe der „Christlichen Welt“ (Nr. 42 vom 19. Oktober 1899) widmete und darin seine „entschieden kirchliche Art“ hervorhob, dankte ihm Harnack dafür und bekräftigte: „Ich will den Geist nirgendwo dämpfen u[nd] der Wissenschaft nichts abdingen lassen, aber ich will der Kirche, unseren vielfach kümmerlichen Reformationskirchen, dienen. Ich will es, weil ich die Pflicht fühle, die ich nicht abwerfen darf, solange ich in einem halbkirchlichen Amte stehe, u[nd] weil ich die Unvereinbarkeit jener beiden Aufgaben keineswegs einsehe. Es wäre mir viel bequemer, die Kirche laufen zu lassen, u[nd] wer könnte mich hindern, es zu thun? – Die Kirchen würden sich freuen; denn gedankt haben sie mir noch nie etwas -; aber mein historisches Gewissen u[nd] die Rücksicht auf die Studenten, die mir auf die Seele gelegt sind, verbietet mir das“ (Nr. 249). Gerade an dieser „profession“ Harnacks wiederum, abgelegt in der Mitte seines Lebens und auf dem Höhepunkt seines Wirkens (Harnack stand im 49. Lebensjahr, war Rector magnificus der Friedrich-Wilhelms-Universität, hatte „in den letzten 3 Jahren wie ein Pferd gearbeitet u[nd] [zu deren Zweihundertjahr-Jubiläum] die ‚Geschichte der [Königlich Preußi-

schen] Akademie [der Wissenschaften]' fertig gemacht“ [Nr. 245]), rieb sich Rade, und zwar mit Blick auf das eben beendete Eisenacher Treffen der „Freunde“ 1899.

Dieses Treffen war für Harnack – wie er Rade geschrieben hatte – eine tiefe Enttäuschung gewesen. Namentlich das Schlußwort Friedrich Naumanns (des Mitbegründers und Vorsitzenden des National-socialen Vereins) hatte ihn gekränkt: „... ihn interessiren nur noch Probleme, die außerhalb der Kirche liegen“; Wilhelm Bousset hatte nach seinem Urteil „so schlecht wie noch nie“ gesprochen, „decidirt unverständlich u[nd] leichtfertig. Das Parterre von Nationalsocialen klatschte den fragwürdigsten Behauptungen den meisten Beifall. Aber das Ganze mag ja wirklich ein treues Spiegelbild der Gegenwart gewesen sein mit ihren ‚versuchten Ideen‘, ihrem ‚Lebens‘trieb ohne Kraft, ihren Urtheilen ohne Maß, ihrem Hochflug ohne Aufgaben.“ Harnack war verärgert. Eine Gefühls- oder „Erlebnis“-Religion und -Theologie, wie sie auf dem Treffen offenbar vertreten worden war, war ihm so fremd wie später die Barth'sche Theologie. Er erwog, sich zurückzuziehen: „Für die Kunst, Gefühle, Stimmungen u[nd] Lebenskräfte mit neugieriger Unkeuschheit gegenständlich zu machen, habe ich nie etwas übrig gehabt u[nd] will sie nicht lernen; stören will ich sie aber auch nicht“ – das Ganze mutete ihn „einstweilen ... u[n]männlich an“ (Nr. 247).

Der Kreis der „Freunde der Christlichen Welt“ steckte in einer Krise, und Harnack hatte – so Rade – „durch die geärgerte, resignierte Art“, die er habe fühlen lassen „wie noch nie“, seinen Unmut deutlich zum Ausdruck gebracht: „Du hast die Lust verloren, Dich mit dem unbotmäßigen u[nd] unverständigen Corps der Jüngeren u[nd] Jüngsten herumzuschlagen. Du weißt Dir bessere Arbeit u[nd] bessere Kämpfe. Du disputierst nicht mehr, Du redest wie ein Vater zu seinen unartigen Kindern: ‚Seid fleißig‘ – ‚das ist gefährlich‘ – ‚verachtet die Mutter Kirche nicht! Von einer Freude an sich regendem Leben u[nd] Wollen verrietest Du in Eisenach keine Spur.“ Dabei sollte er sich erfreuen „an der Sehnsucht nach lebendigerer, kräftigerer Frömmigkeit, wie sie in vielen jüngern Theologen steckt. Wir dachten, sie dachten, sie hätten das mit von Dir. Wer hat auf die Frömmigkeit als das eigent[lich] Wertvolle u[nd] Lebendige so hingewiesen wie Du? Wer hat Franz v[on] Assisi uns so nahe gebracht? Wer hat zum ersten mal vom prot[estantischen] Mönchtum gezeugt? Nach dazu in der Chr[istlichen] W[elt]?³⁶ Wer hat außer seinem Wissen, seiner Gelehrsamkeit auch noch Geist entfaltet? ... Dein Wort! Dein Beispiel!“ Er, Rade, „habe eine große Freude über allerlei Leben, das sich regt. Gewiß, Gefahren sind da. Aber sie sind gering. Um Schwärmer zu werden, haben diese Leute viel zu viel *gelernt*.“ Freilich, mit der Formel „Kirche“ wollten „sich die Geister nicht bannen lassen, das ist wahr. Aber was für Dich Tugend ist, daß Du der ‚Kirche‘ dienst, ist für den Pastor keine Tugend. Er muß, um mit Dir auf dem Kongreß zu reden, seine Kirche haben als hätte er sie nicht. Wahrhaftig, wenn wir in Eis[enach] nicht mehr über ‚Kirche‘ u[nd] Nicht-Kirche frei diskutieren sollen, wenn *die Landeskirche* der feste (!) Boden sein soll, auf dem wir stehen, so ziehst Du uns sehr enge Grenzen.“ Im übrigen ließ Rade keinen Zweifel, daß „der gemeinsame Grund“ der „Gesinnungsgemeinschaft“ der „Freunde“ die „Ritschlsche Theologie“, deren

³⁶ Adolf Harnack, Was wir von der römischen Kirche lernen und nicht lernen sollen, in: Die Christliche Welt 5 (1891) 401–408; wieder abgedruckt in: Nowak, Adolf von Harnack als Zeitgenosse (wie Anm. 11) I 344–360, hier 353–355.

Verdienste Harnack in Eisenach zweimal betont habe, „thatsächlich nicht mehr“ sei, „daran läßt sich Nichts ändern“ (Nr. 250).

Harnack zeigte sich von diesen schweren Vorhaltungen sichtlich betroffen: er blieb jedoch dabei, daß er sich mit seiner „Weise, zu denken und den Problemen ihr Maß u[nd] Ziel zu geben, nicht mehr ganz in die neuen Strömungen zu finden“ vermöge, und wiederholte seine Ablehnung: „Man will heute an Dinge heran, die m.E. wie der Wissenschaft, so dem Austausch ein Geheimniß bleiben sollen, weil sie das Geheimniß der Persönlichkeit sind und ihres Innern. Der, der diese unkeuschen u[nd] unzarten Enthüllungen nicht mitmachen will, gilt für einen bloßen Scholastiker, der für ‚Leben‘ keinen Sinn hat“, während man umgekehrt die Arbeit, die wirklich zu leisten sei, nämlich „die Ordnung, Entwicklung u[nd] Erkenntniß des Erkennbaren u[nd] Gemeinschaftlichen u[nd] die Pflege der gemeinschaftlichen Mittel“, gering schätze. Weiter vermöge er „die Caprice nicht mitzumachen, von all dem abzusehen, was wir in Religion u[nd] Christenthum *aus der Geschichte* gelernt haben (sei es auch, daß ich es in meiner *persönlichen* Entwicklung mir nur sehr unvollkommen angeeignet habe), um bei irgend einer elementaren vorsindfluthlichen Stimmung *als Titane* einzusetzen“, wie „sich Einige in unserem Ne Rousseauismus ehrlich so fühlen“. „Endlich: für das Gefüge, welches ich von Paulus, Luther und Ritschl gelernt habe – u[nd] ich denke, sie haben es von einem Größeren –, Christusglaube, Gottvertrauen, Friede in Gott, Demuth, Geduld und Arbeit im Beruf u[nd] Stand, setze ich mich mit aller Kraft ein, die mir Gott geschenkt hat, und darf es nicht zerpfücken lassen oder zusehen, daß es für eine Religion zweiter Ordnung gilt. Ihm gegenüber sind mir alle hohen Offenbarungen, Geister u[nd] Ekstasen nichts, bez[iehungsweise] individuelle Protuberanzen.“ Sollte er auch, wie Rade und andere meinten, „nicht unbetheiligt“ sein am „Hervorquellen von Strömungen“, in die er sich jetzt nicht finden könne, so werde Rade ihm doch „das Zeugniß nicht versagen“, daß er „jenen eben angedeuteten Complex stets in den Mittelpunkt gestellt u[nd] z[ur] Grundlage gemacht habe“. Wo dieser feststehe, möge „jede Individualität sich nach ihrem eingeborenen Maße bewegen u[nd] leben“, ja „von Grund aus ihre eigenen Wege gehen. Nur soll man der evangelischen *Theologie* nicht zumuthen, daß sie, statt ihren königlichen Weg festen Schritts zu wandeln, eine Variantensammlung aller möglichen Lebenswege zusammenstellt. Die gehören in die Bildergalerie u[nd] Seelsorge; aber man vermengt heute alle Aufgaben, die des Seelsorgers, des Theologen und des Kirchenpolitikers. Wir werden eben wieder ‚romantisch‘. Ich aber will kein Seelsorger, kein Herzenskundiger, kein Prophet sein, sondern ein ‚klassischer Theologe‘; jeder, der durch das Wort in der evangelischen Christenheit als *Lehrer* wirken will, muß das sein wollen“ (Nr. 251). Die ihm zgedachte „Mittelstellung“ wollte er „pflichtgemäß u[nd] gern in Kraft erhalten“, so lange es mir intellektuell u[nd] moralisch möglich sein wird“; aber „die höchste Pflicht, die ein Jeder hat, sich selbst treu zu bleiben“, werde Rade „am wenigsten verkennen“ (Nr. 253).

Rade mußte solche Worte als Harnacks „Verzicht auf die Führung“ verstehen und schrieb ihm, daß somit auch er für sich „die Konsequenzen ziehn“ und seinen „Weg allein suchen“ müsse. „Eins“ allerdings „verstünde“ er nicht: „Das gehört in die Predigt, in die Seelsorge, nicht in die Theologie, in die Wissenschaft! Mir *ganz fremde* Töne! Dergleichen habe ich von Dir früher *nie* gehört! Und ich meinte, Theologie sei doch vor allem Erfassung, Beschreibung des religiösen Phänomens in seiner Totalität, so daß Nichts aus der Praxis der Wissenschaft gleichgiltig bleiben

kann“ (Nr. 254). Doch Harnack replizierte, so ganz fremd könne Rade dies doch nicht sein, und er erläuterte ihm nochmals: „(1) Ich will keine ‚Theologie‘, die sich formell so giebt, wie Nietzsche Philosophie giebt – aperçuhaft, sprunghaft, aufblitzend usw., ohne methodische Zusammenhänge u[nd] umsichtiges Maßhalten. (2) Ich will keine Theologie im Protestantismus, die den evangelischen Gottesbegriff in Frage stellt zugunsten eines schreckhaften und dann wieder verzückenden gespenstischen Wesens. (3) Ich bin aus der Kirchengeschichte darüber belehrt, daß die der Religion drohenden Gefahren im Grunde immer dieselben bleiben, wie man auch das Verhältniß von persönlicher Frömmigkeit, öffentlicher Religion u[nd] reflectirender Theologie bestimmen mag, daß sie aber relativ am geringsten werden, wenn es gelingt, diese 3 Factoren in ein leidlich freundliches Verhältniß zu einander zu setzen. Hierauf richte ich meine Arbeit u[nd] meine Bemühungen ein u[nd] *habe es immer so gehalten*. Das ist weniger anziehend, weniger reizvoll u[nd] erregend als eine anders orientirte Wirksamkeit, aber, ich denke, erbauender. Daß zur Erweckung u[nd] Belebung Einzelner ganz andere Methoden nöthig sind, das weiß ich. In diesem Sinne meine ich es, wenn ich sage, das u[nd] das gehört in die Predigt, die Seelsorge, die religiöse Journalistik usw. Sofern es zugleich Beiträge giebt zur Erfassung des religiösen Phänomens, ist es natürlich dankbar zu acceptirender *Stoff* der Theologie. – ‚Führung,‘ – Du weißt, daß ich *nie* an solche gedacht habe. Was in dieser Beziehung geworden ist, ist mir *zugefallen*. Wie viel es ist u[nd] was davon bleiben wird, wie soll ich das selbst wissen“ (Nr. 255).

Aus diesen Briefen Harnacks vom Ende des Jahres 1899 – Agnes von Zahn-Harnack hat aus ihnen bereits in der ihrem Vater gewidmeten Biographie zitiert³⁷, aber die Edition bietet sie eben im Gesamtzusammenhang der Korrespondenz – sprachen Distanz, auch eine gewisse Resignation angesichts hervortretender theologischer Tendenzen, die seinem Verständnis von wissenschaftlicher Theologie und ihrer spezifischen Aufgabe widersprachen. Als er 1903 in dem von Friedrich Delitzsch ausgelösten „Bibel-Babel-Streit“, zu dem sich auch Wilhelm II. (theologisch wenig glücklich) öffentlich äußerte, Stellung bezog³⁸ und es darüber zu einem persönlichen Briefwechsel mit Wilhelm II. kam, artikulierte er diese seine Sicht – freilich mit der gebotenen Diskretion und mit großem Bedacht – erneut unmißverständlich: „Ew. Majestät Glaube an unseren Herrn und Heiland Jesus Christus ist auch mein Glaube, und ich würde nicht länger Theologe bleiben, wenn ich diesen Glauben verlöre. Aber die Theologie, als Wissenschaft verpflichtet, der Offenbarung nachzudenken, kann das Tiefste und Heiligste derselben nur als Grenze erreichen und soll u[nd] muß sich bescheiden, das Erkennbare zu erkennen“ (S. 513).

Freilich, auf Harnack lastete an der Jahreswende 1899/1900 „ein sehr hohes Maß“ an Arbeiten und Verantwortlichkeiten: „Ich leide unter ihm, aber vermags nicht zu ändern“ (Nr. 253). Kaum hatte er seine Akademie-Geschichte in den Druck gebracht, mußte er kurzfristig vier Vorträge vorbereiten; dann lud ihm die Akademie („trotz meines Weigerns“) den Festvortrag zu ihrer Zweihundertjahrfeier auf. Ferner mußten drei im Druck befindliche Bände der Kirchenväter-Ausgabe betreut werden. „Die philologische Unfreundlichkeit, mit der die vorigen geschulmeistert worden sind, nöthigt mich zu einer Fülle abscheulicher Kärnerarbeit.“ Zudem

³⁷ Agnes von Zahn-Harnack, Adolf von Harnack (wie Anm. 10) 294–302.

³⁸ Adolf Harnack, Der Brief S. M. des Kaisers an den Admiral Hollmann, in: Preußische Jahrbücher 111 (1903) 584–589.

fast jeden Tag „oft viele Stunden“ beanspruchende „unverhoffte Extra-Arbeit“ und vor allem die Sorge um seinem kleinen Sohn, der operiert in der Augenklinik lag und den er täglich besuchte. Dabei sollte doch – so meinte Harnack – seine damalige Vorlesung über „Das Wesen des Christentums“ („vor den 600“) eigentlich seine ganze Zeit ausfüllen; „denn das ist eine Aufgabe, die sich lohnt.“ Im Grunde denke er auch jede Stunde an dieselbe, „u[nd] mein Gehirn arbeitet ... weiter, aber über 4 ruhige Stunden Vorbereitung in der Woche bringe ich es nicht, u[nd] die muß ich ertragen. ... So schwinde ich mich im Lauf eines Tages auf vier, fünf verschiedene Pferde – jedes soll mit ganz besonderer Verantwortlichkeit geritten werden. Hin u[nd] her kann ich's schon nicht mehr leisten u[nd] muß 5 grade sein lassen. Luther Commission, Jubiläumscommission, Hochschulcurse, Senatssitzungen, dicke Licentiatenschriften, 100 Auskünfte usw. Entschuldige diesen Erguß ...“ – so gegenüber Rade“ (Nr. 261).

Dennoch hielt beider Freundschaft auch dieser Krise stand, und sie hinterließ trotz der scharfen „sachlichen Differenzen“ keinerlei persönliche Verletztheit (siehe Nr. 252). Obwohl Harnacks Aufgaben- und Pflichtenkreis sich seit 1900, nach dem Akademie-Jubiläum, bekanntermaßen ganz erheblich erweiterte und somit die Jahrhundertwende in seinem beruflichen Leben eine wirkliche Zäsur bildete – am 30. Oktober 1900 meldete er Rade unvermittelt: „Eben war ich beim Kaiser; er war außerordentlich freundlich. Ich habe über eine 1/4 Stunde mit ihm gesprochen“ (Nr. 285) –, kehrte er der „Christlichen Welt“ und den Eisenacher Treffen keineswegs den Rücken, wenngleich er fortan dieser Treffen „Wichtigkeit für die Ritschl'sche Schule nicht hoch veranschlagen“ konnte (Nr. 293). Er begleitete Rades Wochenschrift weiterhin mit Rat und Tat, freute sich an der steigenden Abonnentenzahl (Nr. 286), und Rade erhielt von ihm nach wie vor Beiträge, darunter – wie früher schon³⁹ – solche, die Harnack so wichtig schienen, daß er sie nachmals in seine gesammelten „Reden und Aufsätze“ aufnahm⁴⁰. Rade seinerseits sorgte dafür,

³⁹ Zu den Beiträgen vor 1900 siehe Anm. 29.

⁴⁰ Seit 1900 stellte Harnack für die „Christliche Welt“ (neben einigen Rezensionen) u.a. zur Verfügung: „Sokrates und die alte Kirche. Rektoratsrede“ (14, 1900, 1014–1022); „Der Heiland (14, 1900, 30–32); „Die Wahrheit, nicht die Gewohnheit“ (15, 1901, 659); „Die Aufgabe der theologischen Fakultäten und die allgemeine Religionsgeschichte“ (15, 1901, 1104–1107); „Alte Bekannte“ (17, 1903, 493–495); „Über die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte. 3 Vorlesungen“ (19, 1905, 170–176, 314–320, 434–441); „Beunruhigungen des kirchlichen Glaubens und der Frömmigkeit“ (21, 1908, 583–591); „Deutschland und England“ (23, 1909, 556–559); „Die theologische Fakultät der Universität Berlin“ (24, 1910, 949–953); „Der Friede die Frucht des Geistes (25, 1911, 757–759); „Für das Spruchkollegium“ (25, 1911, 324–326); „Antwort auf den Offenen Brief des Herrn Pfarrers Carl Jatho in Köln“ (25, 1911, 763 f.); „Die Einleitung zu Augustins Konfessionen. Eine Theorie der Religion und der christlichen Religion“ (26, 1912, 1052–1055); „Der erste Höhepunkt im Drama der inneren Entwicklung Augustins (27, 1913, 50–55); „Der zweite Höhepunkt im Drama der inneren Entwicklung Augustins (27, 1913, 170–174); „Fünfzehn Fragen an die Verächter der wissenschaftlichen Theologie unter den Theologen“ (37, 1923, 6–8); „Rede am Sarge Ernst Troeltschs“ (37, 1923, 101–105); „Offener Brief an Herrn Professor Barth“ (37, 1923, 142–144); „Nachwort zu meinem offenen Brief an Herrn Professor Karl Barth“ (37, 1923, 305 f.); „Die Weltkonferenz für Glaube und Verfassung“ (40, 1926, 722–724); „Die Entstehung der christlichen Theologie und des kirchlichen Dog-

daß die Leser der „Christlichen Welt“ über Harnacks Publikationen auf dem laufenden gehalten wurden. Unterschiedliche Einstellungen tangierten ihre gegenseitige Beziehung nicht. Rades Neigungen zur Sozialdemokratie beispielsweise und öffentliche Kritik am Vorgehen des brandenburgischen Konsistoriums gegen den Pfarrer Paul Göhre wegen dessen Mitgliedschaft in der Sozialdemokratischen Partei teilte Harnack nicht. Er erachtete Rades Artikel „Göhres Ausscheiden aus dem geistlichen Stand“⁴¹ – in dem dieser zu dem Schluß gelangte, die sozialdemokratische Arbeiterschaft sei nur durch Gründung einer entsprechenden Freikirche für den christlichen Glauben noch zu retten – „für gefährlich im vollen Sinn des Worts“ und für „ein merkwürdiges Symptom dafür, daß bei Dir das ‚Freiheitsgefühl‘ u[nd] schließlich auch das ‚sociale Gefühl‘ anders rangiert als bei mir. Und dennoch glaube ich nicht, daß wir sehr verschieden denken; Du wirst nur immer ‚unhistorischer‘“ (Nr. 288). Da ihn Rades „‚Politik‘ i[n] d[er] socialistischen Frage, so ‚beifallswerth‘ sie ‚i[m] Allg[emeinen]“ sei, „nicht das erste Mal ... befürchten“ ließ, „sie überspanne das Seil“, hielt er es für nötig, ihm in der „Christlichen Welt“ zu antworten und die Entscheidung der Landeskirche zu verteidigen: Denn dabei gehe es nicht, wie Rade meine, um deren Beziehungen zur sozialdemokratischen Arbeiterschaft, die seelsorgerlicher Art seien und fortbestehen würden, sondern darum, daß Leute wie Göhre „ihre innere und äußere Abkehr von der Landeskirche als ein wichtiges Mittel für ihre christliche Propaganda benutzen – wie ist es möglich, daß eben diese Landeskirche sie im Amt beläßt?“ („Landeskirche und sozialdemokratische Arbeiterschaft. Antwort auf eine vom Herausgeber gestellte Frage“⁴²). Jedoch empfahl er Rade, den Artikel um „der Unparteilichkeit der Leser“ willen anonym abzudrucken (was auch geschah). Indes versäumte er nicht, ausdrücklich hinzuzufügen: „Zwischen uns kann doch übrigens diese Differenz nichts ausmachen“ (Nr. 289).

Wie der Apostolikumstreit und die damit im Zusammenhang stehenden „Fälle Jatho und Traub“, der anders gelagerte „Fall Göhre“, der „Fall Martin Spahn“ in Straßburg, der „Bibel-Babel-Streit“, so kommen in der Korrespondenz zwischen Harnack und Rade ihrer beider Aktivitäten im Evangelisch-sozialen Kongreß und die Auseinandersetzungen um Adolf Stoecker („diesen unlauteren, fanatischen, im tiefsten reactionären und aller tieferen und feineren Empfindungen baren Mann“ [Harnack, Nr. 219]) in diesem Kongreß, Rades Einsatz für nationale Minderheiten und für die christlichen Armenier, auf deren Verfolgung durch die Jungtürken die „Christliche Welt“ seit 1896 immer wieder aufmerksam machte, und vieles andere, was sie beide bewegte und beschäftigte, ausführlich zur Sprache, nicht zuletzt auch ihre deutsch-englischen Verständigungsbemühungen vor dem Ersten Weltkrieg, ihre unterschiedliche Haltung zum Kriegsausbruch, ihre Beurteilung des Kriegsverlaufs und ihr politisches Engagement in der Weimarer Republik, in der sich Rade der (von Friedrich Naumann gegründeten) Deutschen Demokratischen Partei anschloß, in die verfassungsgebende preußische Landesversammlung gewählt wurde und hier sich in kirchenpolitischen Fragen engagierte, während Harnack für den Erhalt der staatlichen (evangelischen und katholischen) theologischen Fakultäten und des Religionsunterrichts in den nicht bekenntnisgebundenen Schulen kämpfte.

mas. 6 Vorlesungen, gehalten an der Universität Bonn im Mai 1926“ (40, 1926, 778–787, 834–842, 882–890, 938–948, 986–993).

⁴¹ In: Die Christliche Welt 15 (1901) 25–28.

⁴² In: Die Christliche Welt 15 (1901) 125–127, anonym erschienen.

Ungeachtet der übernommenen „profanen“ Aufgaben blieb Harnack aus innerster Überzeugung Kirchenhistoriker und Theologe und litt lebenslang darunter, daß ihn seine Kirche nicht angenommen hatte. Noch 1929 bekannte der fast Achtzigjährige Rade, daß er mit der Präsidentschaft der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, die ihm „große Opfer“ abverlangt habe und abverlange, „ein Schicksal“ auf sich genommen habe und „dann nach dem Grundsatz verfahren [sei]: ‚Ordentlich oder gar nicht.‘“ Und er fuhr fort: „Ganz ohne Frucht für unserer Ev[angelische] Kirche u[nd] Theologie ist es nicht, wenn die Fachgenossen es auch nicht direkt spüren. Für mich selbst bin ich nach wie vor nur theologus, u[nd] meine abgesparten Stunden gehören wie von Jugend auf unserer theol[ogischen] Wissenschaft“ (Nr. 675). Und Rade wies in seinem Nachruf auf Harnack in der „Christlichen Welt“ (44, 1930, 611 f.) darauf hin, wie gerne Harnack für die evangelische Kirche tätig gewesen wäre und „mit welcher Hingabe und welchem Erfolg“ er „seine Tatkraft, sein Organisationstalent, sein umfassendes Interesse“, da er von seiner Kirche abgelehnt worden sei, „profanen Aufgaben“ zugewandt habe: „Das hätte die Kirche haben können“ (zitiert S. 843). Doch Harnack ist sich und seiner theologischen Überzeugung treu geblieben, und das war für ihn das einzig Entscheidende. In seinem Gratulationsbrief zum siebzigsten Geburtstag Martin Rades am 4. April 1927, in dem er dessen Lebenswerk, die „Christliche Welt“, ihren Geist, als „Produkt Deiner Eigenart und Deiner Persönlichkeit“ würdigte („Du hast niemals kapituliert, auch nicht wohlmeinenden Freunden gegenüber, wenn sie Dir das Innere stören oder verengen wollten. Empor geführt hast Du es trotz allem Widerspruch, und es ist heute das einzige kirchliche Weltblatt, welches wir evangelischen Deutschen besitzen. Ein Führer bist Du uns geworden ...“) und ihrer beider Lebensweg seit ihrer ein halbes Jahrhundert zurückliegenden ersten Bekanntschaft in Leipzig verglich, schrieb er auf sich selbst bezogen: „Ich habe in den nun fünfzig Jahren, die hinter uns liegen, Erhebendes und Beschämendes in meiner Arbeit erlebt, aber keinen Schiffbruch und keinen Wandel: die Sonne hat sich mir nicht verdunkelt, nichts hat mich gezwungen das Schiff zu wechseln, und an dem Kurs bin ich nicht irre geworden. Neues habe ich in Fülle gesehen, aufgenommen und durchdacht; der Horizont wurde immer weiter, aber das Steuer habe ich niemals umgelegt. Kämpfe hat es auch genug gegeben – keinen habe ich absichtlich herbeigeführt und jeder war mir im Innersten unwillkommen –; aber kein Kampf ist mir an die Seele gegangen. Dem gradlinigen inneren Leben entsprach das äußere: es war das des deutschen Professors, der nur den Ort wechselt, nicht den Beruf, und was mir an ungeahnten neuen Aufgaben reichlich zugewachsen ist, habe ich stets der großgefaßten Aufgabe des Kirchenhistorikers einzugliedern vermocht, die im Grunde meine einzige geblieben ist“ (Nr. 653)⁴³.

⁴³ Freilich verfolgte Harnack zur nämlichen Zeit – zumal nach der Lektüre von Karl Barths Dogmatikentwurf (1927) „teils mit den Augen teils mit den Fingern“ – mit Besorgnis den Aufstieg der neuen Theologie der „Barthianer“: „Unsre heutige Theologie – erfreulich ist (u[nd] das ist etwas Großes), daß sie es *ernst* meint u[nd] daß sie auf die *Hauptsache* geht. Aber wie schwach ist sie als Wissenschaft, und wie eng u[nd] sektierisch ihr Horizont ... wie expressionistisch ist ihre logische Methode und wie kurzsichtig ihre Auffassung der Geschichte! ... Was übrigens einstweilen ganz verloren zu gehen droht, ist für die Theologie ihr Zusammenh[an]g mit der *universitas litterarum* und der Kultur; dagegen tauchen neue Verbindungen dieser evangelischen Theologie mit dem Katholizismus und der Romantik auf. ...“ (Nr. 668, 15. September 1927). – Siehe auch

In diesem ganzen Briefwechsel spiegelt sich am markanten Beispiel zweier je auf ihre Weise tief in ihre Zeit wirkenden Theologen ein halbes Jahrhundert deutscher evangelischer Theologie- und Kirchengeschichte (durchaus mit einzelnen „Schlaglichtern“ auch auf die damalige Situation der katholische Theologie und Kirche): ein halbes Jahrhundert tiefgreifender geistiger, politischer, mentaler, kultureller Umbrüche und Veränderungen, die fortwirken bis in unsere Gegenwart. Ebendies – und wie beide sich, damals, im gedanklichen Austausch miteinander, damit auseinandersetzen: darauf reagierten und je ihren Beitrag leisteten – macht die Leküre dieser Freundeskorrespondenz (zugleich Zeugnisse einer hohen Briefkultur) so spannend, lehrreich – und nachdenklich zugleich.

Drei nach Umfang und Inhalt gewichtige Werke, die – hoffentlich – Harnacks Gedächtnis und theologisches Vermächtnis wieder verstärkt in Erinnerung rufen, neben dem im Erscheinen begriffenen Band mit den Referaten des Wissenschaftlichen Symposions „Adolf von Harnack (1851–1930)“ vom 18.-20. März 1998 auf Schloß Ringberg über dem Tegernsee. Denn wie immer man zu seinen theologischen Positionen sich stellen mag: Harnack war – um aus Rades Beileidsschreiben zu zitieren (Nr. 677) – „ein Großer“. Sich mit ihm zu beschäftigen ist allemal Gewinn.

Anhang

Wie oben erwähnt, kam es im Zusammenhang mit dem Bibel-Babel-Streit und dem in der Presse veröffentlichten bekenntnishaften Brief Wilhelms II. (sozusagen als „Summepiscopus“ der Preußischen Union und der übrigen preußisch gewordenen Landeskirchen) an seinen Freund Admiral Friedrich von Hollmann, der Harnack „nach kurzen, aber sehr schweren Erwägungen“ (so an Rade, Nr. 334) zu einem Aufsatz in den „Preußischen Jahrbüchern“ veranlaßt hatte⁴⁴, zu einem Briefwechsel zwischen Wilhelm II. und Harnack. Über den „Fall“ als solchen informieren ausführlich Agnes von Zahn-Harnack (Adolf von Harnack [wie Anm. 10] 342–346) und die vorliegende Briefedition (S. 500 f., 510–514). Letzterer ist auch der genannte Briefwechsel Wilhelms II. mit Harnack auszugsweise beigegeben. Er folgt hier in vollem Wortlaut, wobei bemerkenswert ist, mit welchem Bedacht Harnack nach Ausweis des Briefkonzepts seine Worte gesetzt hat.

Nr. 667, 669 und 673 (hier Rade an Harnack, 23. September 1929: „... Manche Freunde meinen, es lohne sich nicht mehr um die dialektische Theologie. *Der* Meinung bin ich nicht. Eben jetzt, wo Karl Barth nach Bonn berufen wird - als Nachfolger ausgerechnet von Otto Ritschl“ [dem Sohn Albrecht Ritschls].).

⁴⁴ Adolf Harnack, Der Brief Sr. Majestät des Kaisers an Admiral Hollmann, in: Preussische Jahrbücher 111 (1903) 584–589.

Wilhelm II. an Adolf Harnack, Berlin, 2. März 1903

(Original, eigenhändig; unterstrichene Stellen werden kursiv wiedergegeben).
Staatsbibliothek Berlin. Preußischer Kulturbesitz. Nachlaß Harnack K 45:
Wilhelm II. Blatt 9–10.

vertraulich

Berlin 2/III 1903

Mein verehrter Herr Professor.

Ihre Zusendung⁴⁵ hat mich sehr interessiert und habe ich sie mit Aufmerksamkeit durchlesen. Auch die abweichenden Ansichten, welche Sie darinnen aussprechen, haben mich beschäftigt. Sehr fein und sehr geistvoll ist die Deduktion über Faust, welche sehr amüsan und ansprechend wirkt. Was die Person des Heilandes betrifft so ist mein Standpunkt, auch nach Durchlesen Ihrer Bemerkungen, derselbe. Christus ist Gottes Sohn – Gott in menschlicher Gestalt – der Heiland der Welt. Wie sein Erscheinen auf der Welt geschah erzählt uns Weihnachten. Wie das Verhältniß zu Gott war – für uns so voller scheinbarer Mysterien und schwer zu „verstehenden“ Momente – ist eben einfach Sache des *Glaubens* und nicht des *Verstandes*, der beim Versuch zur Lösung dieser Frage stets auf Granit beißen wird. Ein Mensch – und wäre er noch so erhaben und gut, tugendhaft edel und gescheit – kann niemals ein Vermittler mit Gott für die *Sünden anderer* Mitmenschen werden. Wir haben gewiß eine schöne Reihe von Beispielen von Stellvertretungen eines Menschen für den andren hin bis zur Aufopferung ihres Lebens hinieden – wie z.B. Froben für den Großen Kurfürsten⁴⁶ –! aber das ist *nur* eine Uebernahme der *Sündenlast* eines Andren mit zu der Meinigen um diese mitauszutragen und dafür zu leiden. Und nun gar die Sünden einer ganzen Welt auf sich zu nehmen und für sie einzustehen!? Das ist ein Staubgeborner überhaupt gar nicht im Stande! Mit der Gottheit Christi steht und fällt die ganze heil. Schrift, die Weißsagungen, Propheten, Evangelien kurz unsre gesammte Religion.

Denn diese Heil. Schrift, diese Bibelwelt ist eine *Urkundensammlung* über die Offenbarungsthätigkeit Gottes. Von Menschenhänden geschrieben ist sie natürlich ihren Irrthümern auch unterworfen. Aber an dem *Offenbarungsinhalt* ändert das nichts. Und dieser ist das *Etwas* aus der transzendentalen Welt, das von Oben herab zu uns gekommen ist, was von keiner Thontafel, Cultus oder historischen Evolution her stammt. „*Mittheilung Göttlichen Lebens*“, dem Bewusstsein, dem innren Menschen von Oben eingefloßt; worauf er „reagirt“ und was ihn zur That anspornt. Mit einem Mathematischen Ausdruck gesagt: Offenbarung ist die Componente zwischen Inspiration und Manifestation. Auch der Herr steht auf dem Boden Seiner Gottheit; als er Petrus fragt, wofür Ihn die Leute halten, und den Apostel hernach

⁴⁵ Gemeint ist der in Anm. 43 genannte Aufsatz Harnacks.

⁴⁶ Der Stallmeister Froben war im wilden Kampfgetümmel der Schlacht bei Fehrbellin gegen die Schweden am 18./28. Juni 1675 dicht neben Kurfürst Friedrich Wilhelms I., von einer schwedischen Stückkugel getroffen, gefallen. Er hatte das Pferd des Kurfürsten geritten, weshalb man glaubte, der Kurfürst selbst sei gefallen. Bernhard Erdmannsdörffer, *Deutsche Geschichte vom Westfälischen Frieden bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen 1648–1740 I*, Meersburg-Naunhof-Leipzig 1932 (Darmstadt 1974), 587; Ludwig Hüttl, *Der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg* (= Heyne Biographien 118), München 1981, 450 f.

fragt, was er von ihm denke; auf das Bekenntniß Petri, Er sei Gottes Sohn, antwortet: „Fleisch und Blut haben dir solches nicht geoffenbart sondern allein der Geist Meines Vaters im Himmel.“

Mit Meinem herzlichen Dank

Ihr

wohlaffektionirter König

Wilhelm

Adolf Harnack an Wilhelm II, Berlin, 2. März 1903 (eigenhändiger Entwurf; die von Harnack ersetzten bzw. gestrichenen Passagen sind in eckigen Klammern angeführt).

Staatsbibliothek Berlin. Preußischer Kulturbesitz. Nachlaß Harnack K 45:
Wilhelm II. Blatt 12.

Allerdurchleuchtigster Großmächtigster Kaiser und König!

Allernädigster Kaiser, König und Herr!

Ew. Kaiserlichen und Königlichen Majestät allergnädigstes und huldvolles Handschreiben hat mich in tiefster Seele bewegt und zu unauslöschlichem Dank verpflichtet.

Ew. Majestät Glaube an unseren Herrn und Heiland Jesus Christus ist auch mein Glaube, und ich würde nicht länger Theologe bleiben, wenn ich diesen Glauben verlöre. Aber die Theologie, als Wissenschaft [verpflichtet, der Offenbarung nachzudenken,] kann das Tiefste und Heiligste [derselben] nur als Grenze erreichen und [vermag die Sprache des Glaubens nicht zu sprechen] soll u. muß sich bescheiden, das Erkennbare zu erkennen. Ew. Majestät lichtvolle [und warme] Darstellung [verstehe ich] habe ich in diesem Sinne verstanden und lasse sie mir freudig gesagt sein.

Geruhen Ew. Majestät nochmals meinen aufrichtigsten und tiefgefühlten Dank allergnädigst entgegenzunehmen, den Dank aus einem Herzen, das Ew. Majestät Freiheit und Großsinn wahrhaft beglückt haben.

Ew. Kaiserlichen und Königlichen Majestät

unterthänigster und gehorsamster

Adolf Harnack

Wilhelm II. habe – so Agnes von Zahn-Harnack – „seitdem nie wieder in irgendeiner theologischen Angelegenheit Harnack um seine Meinung gefragt und es auch vermieden, in seinem Beisein religiöse oder theologische Fragen zu erörtern. Dagegen blieb er für alle Betätigungen und Vorschläge Harnacks auf anderen Gebieten aufgeschlossen und hat sie in weitgehender Weise gefördert“⁴⁷.

⁴⁷ Agnes von Zahn-Harnack, Adolf von Harnack (wie Anm. 10) 345 f.